13/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427–5217

FREIE WELT

Raumfähre Buran
als Bilddokument auf der
INTERPRESS-Fotoschau –
Raumfähre Buran
in natura auf dem Aerosalon
in Le Bourget

„Schneesturm" zwischen Phjòngjang und Paris

Luftfahrt
Traum von Paris – Le Bourget: Die Raumfähre Buran auf dem Rücken des größten Transportflugzeugs An-225 **Seite 4**

Partnerstädte
Ein Stahlgigant wird 60. Brandenburger in Magnitogorsk **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Fotoschau
Die INTERPRESSFOTO '89 findet vom 26. 6. bis 21. 7. 1989 in Phjòngjang (KDVR) statt **Seite 14**

Dokumentation
Rußland und die Französische Revolution **Seite 20**

Reportage
Junge Armenier aus dem Erdbebengebiet erholten sich in der DDR **Seite 24**

Geschichte
Schlafstörungen **Seite 28**

Impressionen
Leningrads Weiße Nächte **Seite 30**

Musik
Bukarester Kammerorchester auf DDR-Tournee **Seite 32**

Erzählung
Andrej Sobol: „Die Fürstin" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die Schatzinsel" **Seite 40**

Taiga-Bericht
Neues von der Einsiedlerin Agafja **Seite 42**

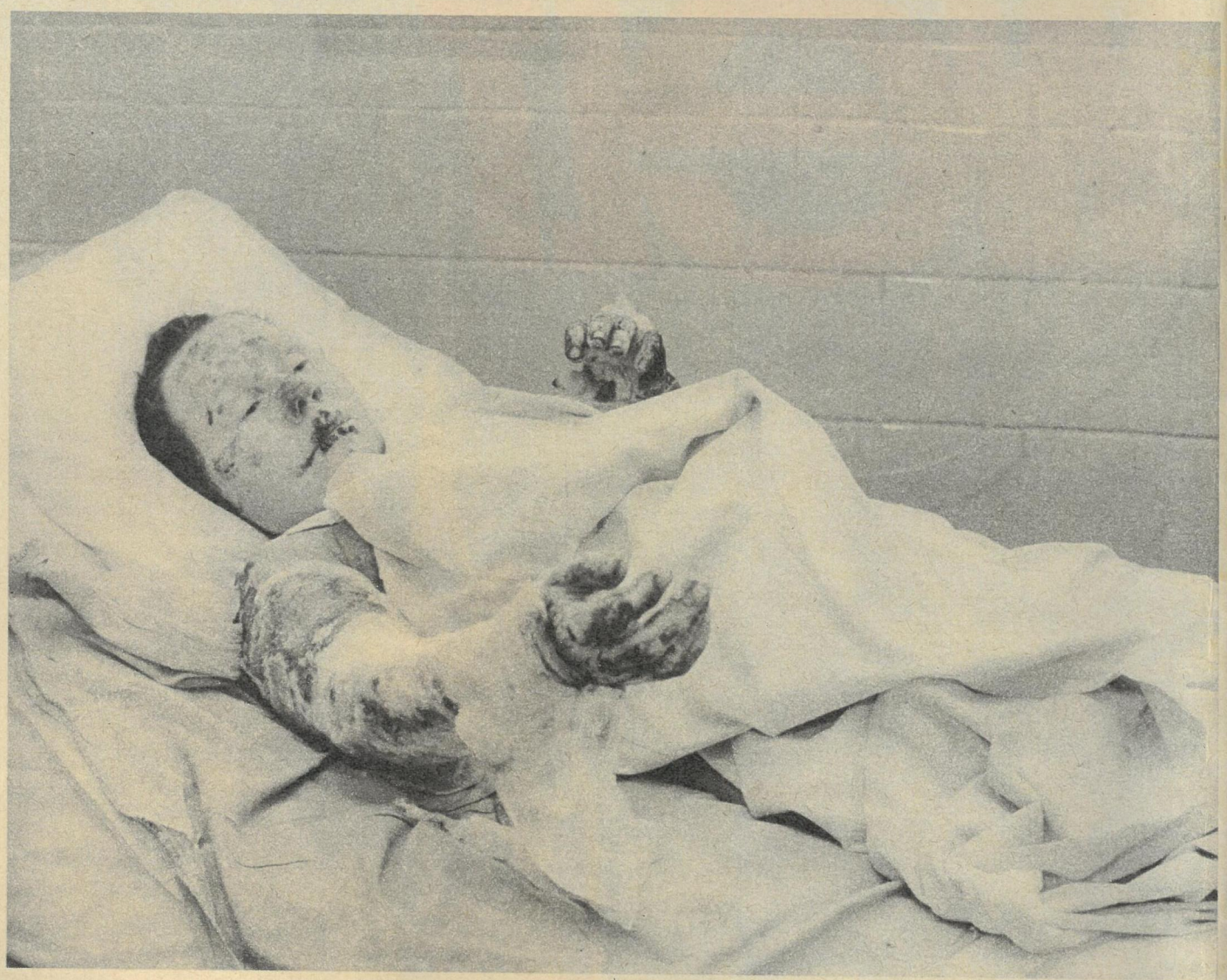
Leserforum **Seite 44**

Film
Vor dem Internationalen Filmfestival in Moskau: Bei Ljudmila Gurtschenko **Seite 46**

Ökologie
Der Natur auf die Finger geschaut – abfallarmes Chemiewerk in der Ukraine **Seite 52**

Titelfoto:
Albert Puschkarjow/TASS fotografierte den ersten Start der Raumfähre Buran in Baikonur, wofür er auf der INTERPRESSFOTO '89 in Phjòngjang eine Silbermedaille erhielt

Redaktionsschluß für dieses Heft: 26. 6. 1989



Die Furt durch das Feuer

FW-Reporter am Krankenbett von Juri Abakumow, der beim Explosionsunglück an der Transsibirischen Eisenbahn schwer verletzt wurde

Nicht nur das Wissenschaftliche Institut für Schnelle Hilfe nahm Katastrophenopfer auf, auch im Moskauer Krankenhaus Nr. 9 werden schwerverletzte Patienten behandelt. Zu ihnen gehören 24 Kinder im Alter von zweieinhalb bis vierzehn Jahren.

Juri Abakumow war guter Laune. Am Morgen hatte er sich von seinen Kameraden verabschiedet, die Armee hatte ihn entlassen. Im Zug sah er sich schon wieder hinter dem Steuer seines Traktors auf den Feldern und Wiesen um Karakan, seines sibirischen Heimatdorfes. So schlief er schließlich ein. Seine Uhr zeigte die letzte Stunde des Tages. Er hatte sie noch nicht umgestellt, obwohl hier in Baschkirien schon der neue Tag begann – der 4. Juni 1989. Juri wird dieses Datum nie vergessen…

Kilometer 1710 der Transsib: eine fürchterliche Explosion schleudert Juri von der oberen Liege auf den Boden des Waggons. „Alles brannte im Nu. Meine Haare, das Unterhemd, die Hose. Erster Gedanke: die Fensterscheibe einschlagen. Aber es war keine mehr da. Ich kroch hinaus, wälzte mich wie andere auch brennend auf der Erde. Keiner schien zu wissen wohin, links und rechts standen riesige Flammenwände. Ein Mann schleppte uns schließlich den Bahndamm entlang, der wie eine Furt durch das Feuermeer führte."

Es ist der zweite Besuch bei Juri, als er mir seine Geschichte erzählt. Beim ersten Mal (Foto) fiel ihm die kleinste Bewegung schwer, schmerzte das kürzeste Wort. Heute hätte ich ihn kaum wiedererkannt. Sein

Gesicht, seine Arme, Hals und Beine haben in dieser Woche eine neue, wie frischgewachsene Haut. Nur noch einige Stellen sind schwarz verkrustet. „Die erste Hilfe erhielten wir von Bewohnern eines Dorfes, das wir, ich weiß nicht nach wieviel Zeit, erreicht hatten", erzählt Juri. „Die Menschen gaben uns Wasser, einige rasten mit dem Motorrad in die nächste Siedlung, um Unterstützung zu holen. Inzwischen kamen die ersten Wagen der Schnellen Hilfe. Man verband uns, brachte uns ins Krankenhaus." Die Rettungsaktion erfaßte das ganze Land. Auch aus dem Ausland kam Hilfe.

Die Mutter erfuhr am nächsten Tag vom Unglück ihres Sohnes. Sofort reiste sie nach Ufa. „Ich suchte ihn in mehreren Krankenhäusern. Aber Juri war nicht zu finden. Dann hörte ich, daß man ihn schon nach Moskau geflogen hatte, ins Sklifosowski-Institut". Marina Abakumowa steht neben dem Krankenbett. „Wir hatten doch alles so schön vorbereitet. Es sollte eine große Wiedersehensfeier werden. Die Freunde, die Kollegen, natürlich sein älterer Bruder und ich – wir alle warteten auf seine Ankunft im Dorf."
Nun ist die Mutter von früh bis spät bei ihrem Sohn, kann nicht untätig sein, geht Ärzten und Schwestern zur Hand. Und ist des Lobes voll über die Arbeit der Mediziner. Von Professor Wladislaw Terjaew, dem Direktor des Wissenschaftlichen Instituts für Schnelle Hilfe (Foto), erfahre ich, daß er selbst mit 37 der besten Spezialisten seines Instituts ins Katastrophengebiet gefahren war. Einerseits, um dort zu helfen und Patienten mit schweren Verletzungen, die aber transportfähig waren, in seine Klinik zu bringen, andererseits, um den Einsatz der Schnellen Hilfe dort auszuwerten und Erfahrungen zu sammeln, damit man auf ähnliche Fälle noch besser vorbereitet ist.
„Wir haben es bei dieser Katastrophe – die in ihrer Art und mit diesen Folgen bisher einmalig ist – nicht nur mit Verbrennungen zu tun, sondern mit einem Komplex von Verletzungen. Zu dem Feuer kam ja noch der gewaltige Druck der Explosion, der innere Organschäden bewirkte", erläutert der Professor. „Hinzu kommen Folgeerkrankungen, die verschiedene Ursachen haben können, von Infektionen bis zu Organüberlastungen oder Hepatomen." Im Sklifosowski-Institut werden die Patienten komplex und mit modernsten Methoden geheilt. Diese wurden zum größten Teil hier entwickelt und seit langem mit gutem Erfolg angewandt.
Von den 42 Verletzten, die aus dem Gebiet Ufa hierhergebracht wurden, haben vier nicht überlebt. Ihre Haut war zu über 70 Prozent verbrannt. Bis auf einen noch kritischen Fall sind wir bei den übrigen guter Hoffnung. Einige sind sogar schon zur Rehabilitation entlassen. „Aber gerade die versteckten Organschäden lassen Sorglosigkeit nicht zu. Jede kleine unbeachtete Veränderung im Befinden kann schwere Folgen haben", schränkt Professor Terjaew ein. „Verantwortungsgefühl ist notwendig – an jedem Tag, zu jeder Stunde."

Hajo Obuchoff (Text)
Nina Rücker (Fotos)

Die eine und die andere Seite

von Karl-Eduard v. Schnitzler

„Positive Veränderungen in den internationalen Beziehungen – eine Wende von der Konfrontation zur Entspannung eingeleitet"; auf der anderen Seite: „Verstärkte Aktivitäten jener Politiker im Westen, die nach wie vor auf der Position der ‚nuklearen Abschreckung' beharren und sich zugleich unverhohlener denn je in die inneren Angelegenheiten der sozialistischen Länder einmischen." So wird im Bericht des Politbüros an die 8. Tagung des Zentralkomitees der SED die Lage definiert und daraus die zwingende Notwendigkeit abgeleitet, den Entspannungsprozeß entschlossen fortzusetzen und ihn unumkehrbar zu machen.

Das gilt im besonderen für die beiden deutschen Staaten, zwischen denen die Trennlinie Sozialismus/Kapitalismus als sensibelste Staatsgrenze verläuft. Dem hysterisch anschwellenden Geschrei „Die Mauer muß weg" gab Michail Gorbatschow in Bonn die einzig mögliche Antwort, die auch wir seit Jahrzehnten geben: Die Errichtung des antifaschistischen Schutzwalls hatte Ursachen; werden sie beseitigt, kann die Wirkung zurückgenommen werden. Die Ursachen lagen und liegen im Westen: Feindseligkeit gegen die Deutsche Demokratische Republik; Versuche sie auszuplündern und militärisch zu beseitigen; Einmischungs-Institutionen wie Grundgesetz-Präambel, Staatsbürgerschafts-Gesetz und Salzgitter; Spekulation mit unserer Währung; nervöse Bemühung, den sozialistischen Staat von seinen Freunden zu isolieren; umfassende Anstrengungen, den realen und funktionierenden Sozialismus auf deutschem Boden zu destabilisieren; und nun Herr Schönhuber.

Der Schriftsteller Stefan Heym sagte den Bundesbürgern und Westberlinern im Fernsehen der BRD: „Wenn ich mir Ihren Herrn Schönhuber ansehe und was da aus dem braunen Sumpf herauskriecht, der da immer noch ist, und wenn ich bedenke, daß unter Umständen das sich ausbreiten könnte, dann, meine ich, wäre es vielleicht gut, wenn die DDR bleibt und die Mauer noch ein bißchen schützt, damit vielleicht eines Tages ein Teil von Deutschland da ist, der Grünen und Sozialdemokraten und anderen, die dann von Faschisten verfolgt würden, Asyl geben kann."

Es soll ja große Häuser geben, in denen baupolizeilich eine Brandmauer vorgeschrieben ist. Es soll Nachbarn geben, die sich außer „Guten Tag" nur wenig zu sagen haben. Deshalb gibt es Wohnungstüren, die man öffnen und schließen kann. Und wenn übler Duft ums Haus weht, macht man die Fenster zu. So einfach ist das auch mit dem vielzitierten „Gemeinsamen Europäischen Haus". Und so einfach ist es mit dem „Gemeinsamen Europäischen Haus" wiederum nicht.
In Bonn ist nun eine „Gemeinsame Erklärung" Sowjetunion/BRD unterzeichnet worden. Und andere „Gemeinsame Erklärungen" und Kommuniqués wurden von Erich Honecker und Helmut Kohl unterzeichnet. Man könnte sie alle als Entwürfe einer „Europäischen Hausordnung" betrachten: Jeder hat das Recht, seine Wohnung so einzurichten, wie es ihm paßt. Keiner hat am Schloß der Wohnungstür des Nachbarn herumzuspielen. Keiner darf sich in das Leben des anderen einmischen. Schließlich möchte jeder in seiner Wohnung zufrieden gelassen werden und verschont bleiben von unguten Ratschlägen, von der Kündigung seines Wohnrechts, wenn er seine Wohnung so einrichtet und seine Hauswirtschaft so organisiert, wie es sein Nachbar nicht will.

Genug der blumigen Bilder. In der von Genossen Gorbatschow und Herrn Kohl unterzeichneten Erklärung wird vereinbart: Keine Einmischung, Achtung der Souveränität und Integrität, Anerkennung der bestehenden Grenzen, Recht auf Selbstbestimmung (zum Beispiel ob sozialistisch oder kapitalistisch). Und mit Genossen Erich Honecker hat Herr Kohl festgeschrieben: Die Unverletzlichkeit der Grenzen, die Achtung der territorialen Integrität und Souveränität aller Staaten in ihren gegenwärtigen Grenzen; unbeschadet der Unterschiede in den Auffassungen zu grundsätzlichen Fragen, darunter zur nationalen Frage – das alles seien grundlegende Bedingungen für den Frieden und für gutnachbarliche Beziehungen. Und das alles gäbe schon den Entwurf einer europäischen Hausordnung ab. Es ist gut, daß man sich darauf geeinigt hat. Nun kommt es darauf an, das Erreichte unumkehrbar zu machen und diesen Entspannungsprozeß fortzusetzen. So weit, so gut.

Doch nun kommt das große „Aber".
Warum forciert man – um bei den sehr unterschiedlichen Nachbarn BRD und Deutsche Demokratische Republik zu bleiben – gerade jetzt in Bonn die dreiste Einmischung? Warum entfesselt man gerade jetzt eine hysterische Wiedervereinigungskampagne – wie in den kältesten Zeiten des kalten Krieges?
Abgesehen davon, daß von einer „Wiedervereinigung" zum alten „Reich" Bismarckscher Prägung keine Rede sein kann, wenn man Bonns westliche Freunde beim Wort nimmt: „Wiedervereinigung" schreien alle, ernsthaft will sie keiner. Wie auch sollte heute ein einheitliches Deutschland aussehen? Kapitalistisch, wie die BRD? Oder sozialistisch, wie die Deutsche Demokratische Republik? Das steht ja wohl nicht auf der Tagesordnung unseres Jahrhunderts. Im Gegenteil: Immer mehr setzt sich in NATO-Staaten die Erkenntnis durch, daß die Existenz der beiden deutschen Staaten, so wie sie sind, ein Garant für das lebensnotwendige Gleichgewicht in Europa ist, also lebenswichtig für den Frieden im „Gemeinsamen Europäischen Haus", wenn man diesen Begriff ernst nimmt.

Langer Rede kurzer Sinn: Nützen wir solche Gemeinsamen Erklärungen und Kommuniqués, nützen wir Begegnungen und den Dialog und handeln wir entsprechend, statt im Widerspruch zwischen Worten und Taten in die Klemme zu geraten. Die Alten pflegten zu sagen: „Jeder kehre vor seiner eigenen Tür."

96000
СССР
СССР-96000
СССР
СССР-82060

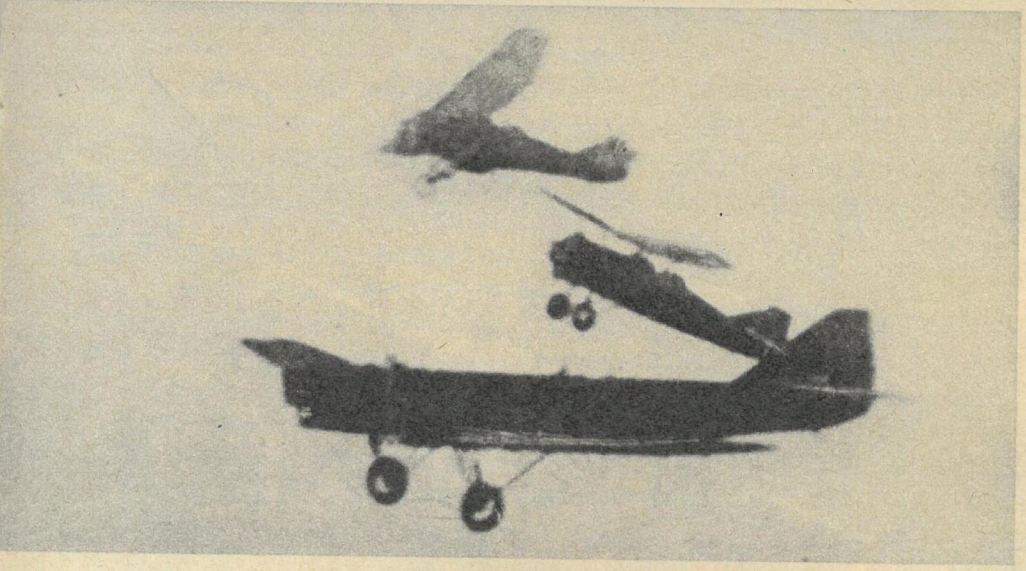
Ein Bericht unserer Sonderkorrespondenten Karl-Heinz Eyermann (Text) und Volkmar Billeb (Bild) vom 38. Aerosalon in Paris-Le Bourget

Ein Doppeldecker überragte die mehr als einhundert Maschinen, die sich auf dem Beton von Le Bourget versammelt hatten. Schneesturm-Traum hieß die Sensation von Paris '89. Die internationale Luft- und Raumfahrtwelt bestaunte auf dem 38. Aerosalon ein Tandem der Hochtechnologie, das vom Dnepr und von der Moskwa an die Seine kam: den Riesentransporter An-225 mit dem ukrainisch-russischen Doppelnamen Mrija-Metschta – zu deutsch Traum – und die erste sowjetische Raumfähre, Buran – Schneesturm.

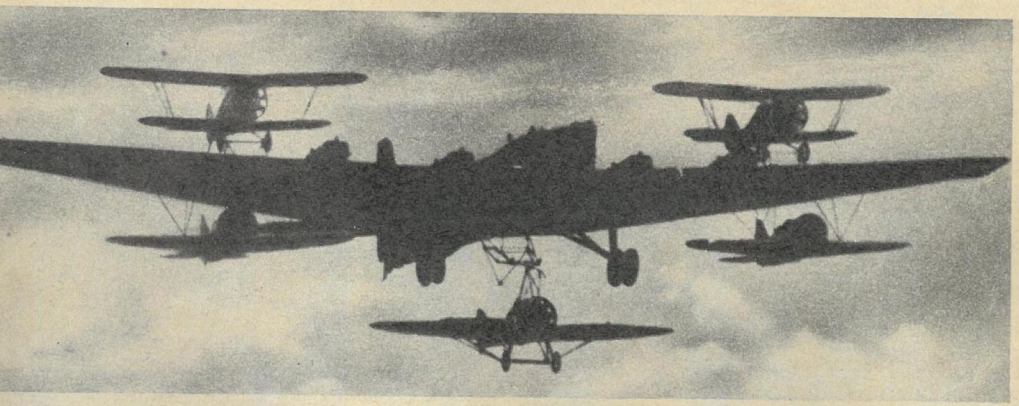
DOPPEL-DECKER- ein Traum für zwei

Dieser Doppeldecker von etlichen hundert Tonnen Gewicht übertraf alles, was eintausendsechshundert Hersteller von Luft- und Raumfahrtgeräten aus fünf Kontinenten auf diesem Jahrmarkt der aero-astronautischen Neuheiten zeigten. Dementsprechend waren die Schlagzeilen in der Tages- und Fachpresse. Schau der Russen und Schau gestohlen hieß es da: Salon à la russe. Salon soviétique. To steal the show.
FREIE WELT sprach mit den Konstrukteuren und Piloten dieser „Dream Machine", wie der Doppeldecker von vielen in Le Bourget genannt wurde, und befragte Experten anderer Länder nach ihrer Meinung über Mrija-Buran.

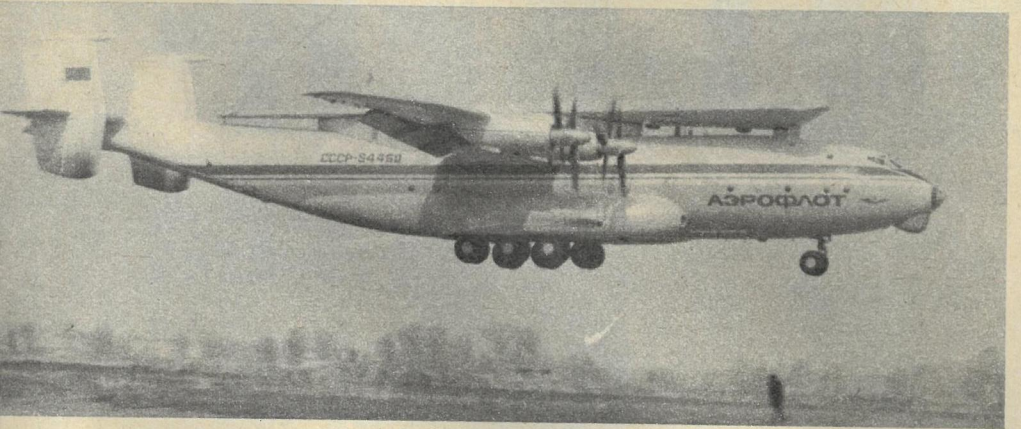
Doppeldecker — ein Traum für zwei



Der erste fliegende Flugplatz: Zwei Doppeldecker-Jagdflugzeuge vom Typ I-4 heben von den Tragflächen des Tupolew-Bombers TB-1 ab, auf denen sie in die Luft getragen wurden. Erstflug: 3. Dezember 1931.



Mutterflugzeug: Zwei Jäger auf den Tragflächen, zwei Jäger darunter und ein Jäger unterm Rumpf. Ein viermotoriger Tupolew-Bomber TB-3 brachte sie in die Luft. Erstflug: 20. November 1935



Ein Flügel fliegt selten allein: Die An-22 Antäus mit einer Ruslan-Tragfläche auf dem Rücken. Ein Balabujew-Projekt: Ökonomisch effektiver Baugruppentransport von Taschkent nach Uljanowsk.

Pendler zwischen Werft und Kosmodrom: Der zum Außenlast-Transporter WM-T umgebaute Mjasischtschew-Bomber 201 M. Er brachte vor der An-225 die Raumfähre Buran in die Luft und beförderte Energija-Raketenstufen.

Er war immer für Überraschungen gut, der große Flugzeugbauer aus der Ukraine. Oleg Antonow schickte Lastenschlepper nach Le Bourget, die alle bisherigen Transporter an Ladefähigkeit übertrafen. Er ging als Erfinder der Dickwänste, der Widebodys, der breiten Großraumrümpfe in die Geschichte der Luftfahrt ein. Und traditionsbewußt führen seine Schüler dies Erbe heute fort.

1965 erschien Antonow in Paris mit der An-22 Antäus, die achtzig Tonnen Fracht aufnahm. Als rechte Hand Antonows kam Pjotr Balabujew damals zum Aerosalon. In der Fliegerschule von Tschernigowsk machte zur gleichen Zeit Alexander Galunjenko seine ersten Luftsprünge.

1985 kam Balabujew als Antonows Nachfolger mit An-124 Ruslan auf die Pariser Schau. Auf dem Copilotensitz der Maschine, die einhundertfünfzig Tonnen Ladung befördert, saß Alexander Galunjenko.

Und nun, 1989, erschienen Generalkonstrukteur Pjotr Balabujew und Chefpilot Alexander Galunjenko mit dem Doppeldecker Mrija-Buran. Auch ohne die aufgesattelte Raumfähre wäre der neue sechsmotorige Transportjet der Star von Paris geworden. Das größte Flugzeug, das je gebaut wurde, überzeugte in allen Belangen durch seine Hochtechnologie und durch seine Tragfähigkeit. Die An-225 Mrija schleppt eine Frachttonnage von 250 Tonnen. Und das sowohl in ihren riesigen Laderäumen als auch auf ihrem Rücken.

Als Sattelschlepper von Buran rückte Mrija in Le Bourget noch mehr in den Mittelpunkt des Interesses. Dieser Doppeldecker als Exponat hat Symbolwert, denn er beweist, was trotz aller technischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten bei klarem Kurs und guter Koordinierung von der sowjetischen Industrie hervorgebracht werden kann. Buran startete einen Monat vor Mrija, am 15. November 1988, zum Jungfernflug. Beide Konstruktionen sind sicher die spektakulärsten von den siebentausend neuen Erzeugnissen des sowjetischen Maschinenbaus, die bisher im laufenden Fünfjahrplan entwickelt wurden. Mrija ist dabei mit Abstand die größte und eine der effektivsten Konstruktionen, was bei Buran in sowjetischen Expertenkreisen in bezug auf seine Wirtschaftlichkeit gegenwärtig umstritten ist.

Pjotr Balabujew liebt es nicht, im Mittelpunkt zu stehen. Eher schüchtern und gehemmt bestreitet er Pressekonferenzen und das Protokoll öffentlicher Aufwartungen. Man braucht schon viele Reporterkniffe, um den sechsundfünfzigjährigen, früh ergrauten Mann aus der Reserve zu locken. Und wenn er redet, dann am liebsten am konkreten Objekt. Anhand von Schautafeln oder noch besser an der fertigen Maschine. Und da wird er plötzlich temperamentvoll und spricht auch über Zukunftspläne: „Mrija, unser Traum, soll uns beflügeln, vor allem unsere Volkswirtschaft. Wir setzen auf Transporteffektivität", erklärt er klipp und klar.

Das, was bisher nicht flugtüchtig war an Sperrgut, aber als Expreßgut für die sowjetische Volkswirtschaft vonnöten ist, muß rechtzeitig zum Empfänger gelangen. Damit beginnt die eigentliche Entwurfsphilosophie von Pjotr Balabujew für die An-225 und die wirtschaftliche Rechnungsführung im Lufttransport. Deshalb wurde An-225 so dimensioniert, daß sie Frachtstücke bis zu siebzig Meter Länge und zehn Meter Durchmesser befördern kann.

Kein falscher Mitschurin-Effekt, nicht das Größte um jeden Preis, koste es, was es wolle. Sondern die notwendige Größe um den niedrigsten Preis!

Pjotr Balabujew schildert aus seiner Sicht die Verkehrsgeographie der UdSSR. Beim Entwurf solcher Maschinen wie der An-225, die er ein Transportsystem nennt, muß vom Widerspruch zwischen nicht vorhandener Infrastruktur, insbesondere im Verkehrswesen, und den geographischen Dimensionen, die bis zu interkontinentalen Distanzen im Binnenverkehr reichen, ausgegangen werden. Verbunden mit dem Ziel, dabei Sibirien, den Fernen Osten und den hohen Norden der UdSSR hochtechnologisch zu erschließen.

Zwischenfrage: Und warum wird Mrija der Sattelschlepper für enorme Außenlasten?

Balabujew lächelt. Ein kleines Privatgeheimnis. „Als das Vorläufermodell, die An-124, gebaut wurde, mußte man für die Einzelteilfertigung auf mehrere weitauseinanderliegende Produktionsstätten zurückgreifen." Die in Taschkent gebauten Tragflächen wurden auf dem Rücken einer speziell ausgerüsteten An-22 Antäus nach Uljanowsk transportiert. Balabujew selbst leitete dieses Projekt „Außenlastbeförderung" und fand Gefallen daran. Nach dieser Aussage folgt die Einschränkung, daß Huckepackfliegerei eigentlich ein Uralt-Thema der Luftfahrt ist, nur wolle er es jetzt wirtschaftlich nutzen. In den dreißiger Jahren wurden in der UdSSR Versuche unternommen, bis zu fünf Jagdflugzeuge von einem viermotorigen Tupolew-Bomber starten zu lassen. Dabei wurden je zwei Doppeldecker auf und unter den Tragflächen befestigt. Projekt „Sweno", „fliegender Flugplatz", nannte man diese Versuche. Und bevor die An-225 fertig war, erfolgte der Transport von Baugruppen der Raumfähre Buran und der Schwerlastrakete Energija mit einem umgebauten Mjasischtschew-Bomber 103 M. Das war jedoch nur eine Zwischenlösung. Bei der Entwicklung von Mrija hatte man Buran von Anfang an berücksichtigt.

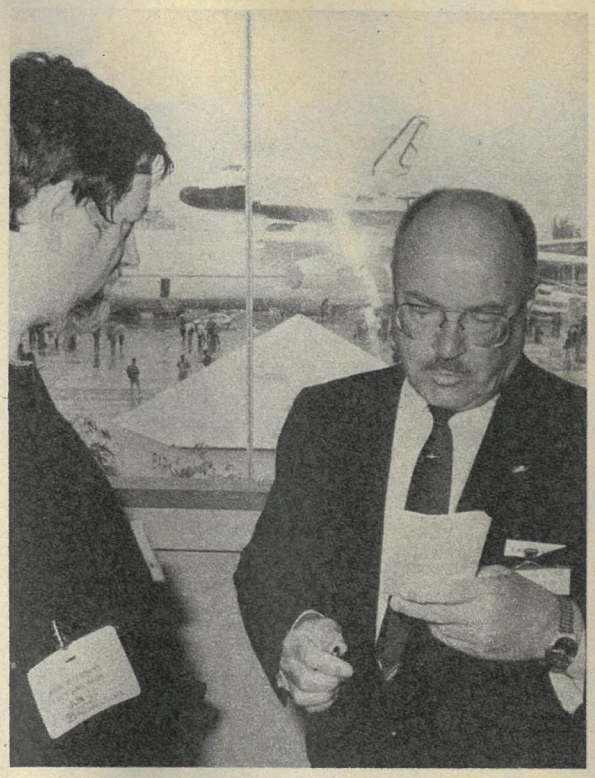
Pjotr Balabujew, schon in Kiew dabei, als man noch die erste An-Konstruktion, den unverwüstlichen Anderthalbdecker An-2 mit den vielen Kosenamen wie Anton, Anna und Anuschka weiterentwickelte, sieht in der Transportleistung eines Flugzeuges das Hauptkriterium für die Güte einer Konstruktion. Selbstverständlich unter dem Aspekt „Chosrastschot", wie das aktuelle Kurzwort für volkswirtschaftliche Rechnungsführung heißt. Die Multiplikation von Frachtmenge und Beförderungstempo ergibt die Tonnenkilometerleistung in einer Zeiteinheit (tkm/h). Und diese Leistung weiter zu steigern, hat Balabujew im Auge, und diese Leistung ständig zu verbessern, ist seinem Kol-

Der Star von Paris: Mrija-Buran. In dreieinhalb Stunden vom Dnepr an die Seine – die fünfzehnte Doppeldecker-Reise, die der Großtransporter mit der Raumfähre unternahm.

Flieger für zwei Maschinen: Alexander Galunjenko, der dreiundvierzigjährige Testpilot der An-225 Mrija, der huckepack die Raumfähre von Kiew nach Le Bourget flog. Foto unten: in seinem Cockpit.

Doppeldecker — ein Traum für zwei

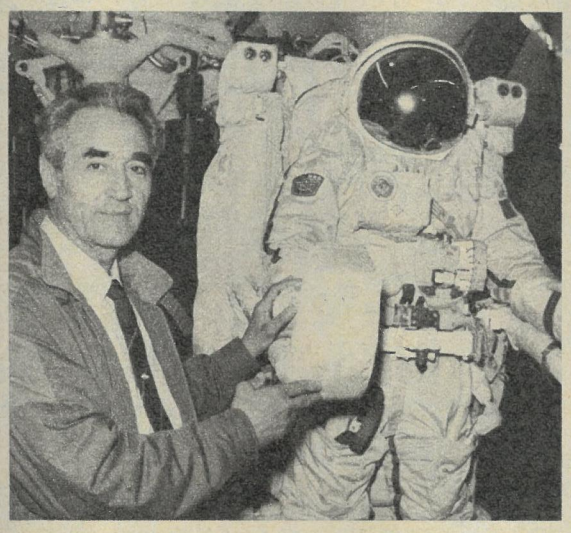
Pressekonferenz in der Frachtkabine: Generalkonstrukteur Pjotr Balabujew spricht über das Kiewer Großraum-Transportsystem.



„Ein Meisterstück des Flugzeugbaues – und was für ein Doppeldecker dazu. Pjotr Balabujew kann man nur dazu gratulieren, was er mit Mrija geschaffen hat. Er ist für mich zu einem der erfolgreichsten Flugzeugkonstrukteure überhaupt geworden", das erklärte Sergei Sikorsky, Vizechef der größten USamerikanischen Helikopterfirma unserem Mitarbeiter.

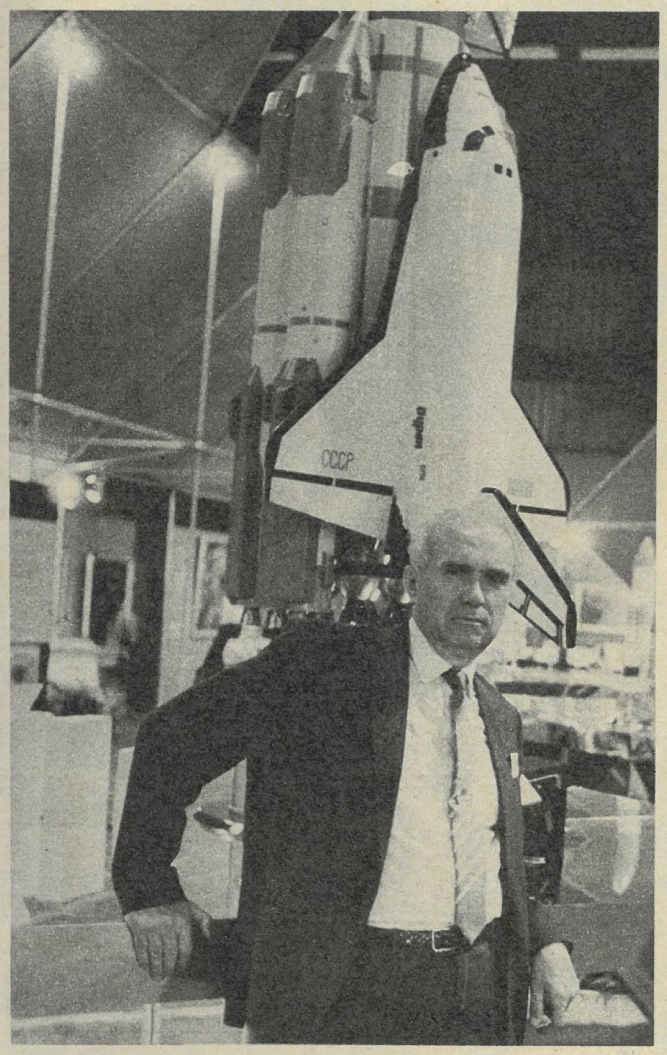
„Es macht auf uns einen großen Eindruck, was uns die sowjetischen Techniker mit diesem Transporter und mit der Raumfähre hier vorführen. Wir konnten uns im Cockpit der An-225 gründlich umschauen und den Buran aus allernächster Nähe betrachten. Das hat sich gelohnt", äußerten zwei Space-Shuttle-Astronauten, der Amerikaner Owen Garriott (rechts) und der Holländer Wubbko Ockels.

lektiv in der über vierzigjährigen Arbeit eindrucksvoll gelungen.
Wenn er darüber spricht, scheint es, er habe gerade bei Marx nachgeschlagen. Ein Wort des Kapital-Autors zitiert er: Jede Ökonomie muß zur Ökonomie der Zeit streben. Und da wird der Chefkonstrukteur mit Mrija alle bisherigen Rekorde schlagen.
Den Hauptgewinn soll Mrija in wenigen Jahren selbst einfliegen und nicht etwa nur den betrieblichen Aufwand abzahlen. Die An-225 ist dafür vorgesehen, fast zehntausend unterschiedliche Frachtpositionen ohne Zeitverlust und in vollmontiertem Zustand über weite Entfernungen an Ort und Stelle zu bringen – dabei auf jedem herkömmlichen Flugplatz zu starten und zu landen, ausgerüstet mit geländegängigen Fahrwerken. Schneesturm-Traum, dieser Doppelspänner, wird für die Frachtmaschine An-225 also nicht die allerwichtigste und längste Huckepack-Liaison sein. Eine solche technische Monogamie hatte man nie im Auge, denn Mrija ist nach dem Wunsch ihrer Erzeuger für die Polygamie vorgesehen. Mrija soll ihre Partner ständig wechseln.
Darüber sprechen wir mit dem Chef-Testpiloten der An-225, dem dreiundvierzigjährigen Alexander Galunjenko.

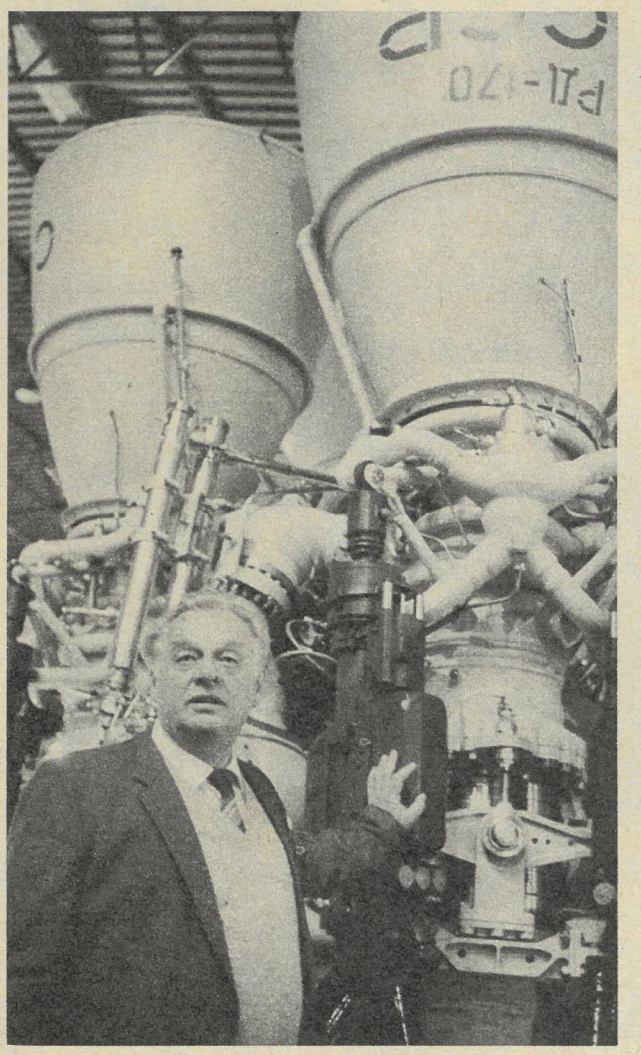


„Gleichzeitig für die Station Mir und für die Fähre Buran haben wir die neuen Ausstiegsskaphander und das Weltall-Motorrad SPK für das individuelle Manövrieren im freien Kosmos entwickelt", sagte uns Dr. Gai Severin, der sowjetische Chefkonstrukteur für Skaphander, Katapultsitze und Außenbord-Manövriergeräte.

Wenn er seine An-225 steuert, die huckepack die Raumfähre trägt, dann kommen ihm Gedanken in den Kopf, daß wenige Meter über ihm das Weltall eigentlich schon beginnt, und es kein unerfüllbarer Traum ist, die paar Schritte vom Cockpit der Mrija zur Kabine von Buran zu tun.
Auch wenn er nach dem Lehrsatz erzogen wurde: „Ein Testpilot muß alles fliegen, was nur fliegen kann", so drängt er vorerst diesen Gedanken zurück.
Alexander Galunjenko sagt: „Es ist sicher das Spektakulärste, was ich bisher transportiert habe. Aber Buran ist eine Fracht von vielen, die wir mit der An-225 befördern wollen. Der Traum erfüllt sich erst ganz, wenn wir Großes oder gar Einmaliges für die Volkswirtschaft mit unserem neuen Flugzeug zustande bringen." Und er fügt hinzu: „Mit unseren anderen Großraumtransportern haben wir viel erreicht und vielen geholfen. Bei Erdbeben und anderen Katastrophen." Er denkt nicht nur an Peru und Armenien. In diesem Moment denkt er daran, daß andere Werkspiloten von Antonow gerade mit der An-124 Ruslan unterwegs waren in das sibirische Unglücksgebiet der Gasexplosion und der schrecklichen Eisenbahnkatastrophe.
Für Alexander Galunjenko stehen die nächsten Starttermine bereits fest. Die verschiedensten Rucksäcke wird man Mrija aufschnallen, und die Flüge sind nicht leichter, eher schwieriger als mit dem aerodynamisch elegant geformten Buran. Hochspannungsmaste, Stahlgitter von siebzig Meter Länge und zehn Meter Durchmesser, Bohrtürme und Chemieanlagen sind keine Meisterstücke der Strömungslehre. Er wird es spüren, wenn die An-225 diese Brocken buckelt. „Da treten ganz andere Probleme mit dem Luftwiderstand auf, und wir müssen sehen, wie wir das ins Lot bringen. Ich merke so etwas sofort am erhöhten Kraftstoffverbrauch und am Sinken der Geschwindigkeit. Man muß also das rentabelste Mittel finden." Galunjenko versteht unter rentablen Mitteln mehrere Dinge. Erstens: Feststellen des günstigsten Flugregimes für die jeweilige Fracht. Zweitens: Huckepack-Beladung mit dem günstigsten Strömungsverlauf und geringstem Luftwiderstand. Wachsender Luftwiderstand beim Fliegen ist ungefähr so wie Autofahren mit angezogener Handbremse, erklärt er. Er meint, daß für bestimmte Problemlasten aerodynamisches Verpackungsmaterial vonnöten sei. Röhrenförmige Metallcontainer, so nach der Art der Metallhülsen für Kuba-Zigarren.
Der Außenlast-Schwertransport von Industrie- und Baugeräten wird in den nächsten Jahren das Hauptarbeitsfeld für Mrija sein. Aber auch in der Raumfahrt, die uns bevorsteht, werden wir von ihr hören. Für neue Flüge zum Mond und zum Mars, die bereits angekündigt wurden, ist sie zum unentbehrlichen Helfer avanciert. Sie wird nämlich die einzelnen Stufen des Superboosters Energija nach Baikonur bringen. Und wenn größere Kosmonautenteams, Besatzungen von sechs bis zehn Mann aufbrechen, dann hat Mrija bereits ihre Schuldigkeit getan und das Raumfahrzeug zum Startplatz geflogen.
Das aerokosmische Zweigespann Mrija–Buran ist somit ein Vorgriff auf die Zukunft.
Schon in den Ursprüngen der bemannten Raumfahrt überlegte man, ein fliegendes Kosmodrom zu schaffen, entsprechend dem Vorbild des fliegenden Aerodroms. Nach Gagarins, Titows und Tereschkowas „Wostok"-Erdumkreisungen trafen sich zwei große Konstrukteure, die seit ihrer gemeinsamen Segelfliegerei während der zwanziger Jahre eng befreundet waren, und diskutierten ein solches Projekt: Sergej Koroljow, der Raumschiff- und Raketenbauer, und Oleg Antonow, der Transportflugzeugbauer. Sie träumten von einem Zweistufen-Flugzeug, von einer Kombination aus einer großen Doppelrumpf-Trägermaschine und einem eingeklinkten Kosmospendler, der sich in der Stratosphäre aus dem Lastenschlepper lösen und dann mit dem Schub seiner Raketenmotore die Erdumlaufbahn im All erreichen sollte. Die nächste Huckepack-Generation könnte vielleicht ein solcher kosmischer Doppeldecker sein. Eine doppelrümpfige. Mrija, zwischen deren beiden Bäuchen ein Buran-Nachkomme hängt. Nach Paris '89 keine allzu spekulative Vision mehr...



„Wir arbeiten an Buran und der Station weiter. Wir beabsichtigen, die Fähre in den Dienst der internationalen Zusammenarbeit bei Weltraum-Unternehmen zu stellen und wollen sie auch für Satellitentransporte und für die Beförderung anderer Raumfluggeräte anbieten", erklärte Prof. Dr. Juri Semjonow, Korrespondierendes Akademiemitglied und Buran-Chefkonstrukteur.

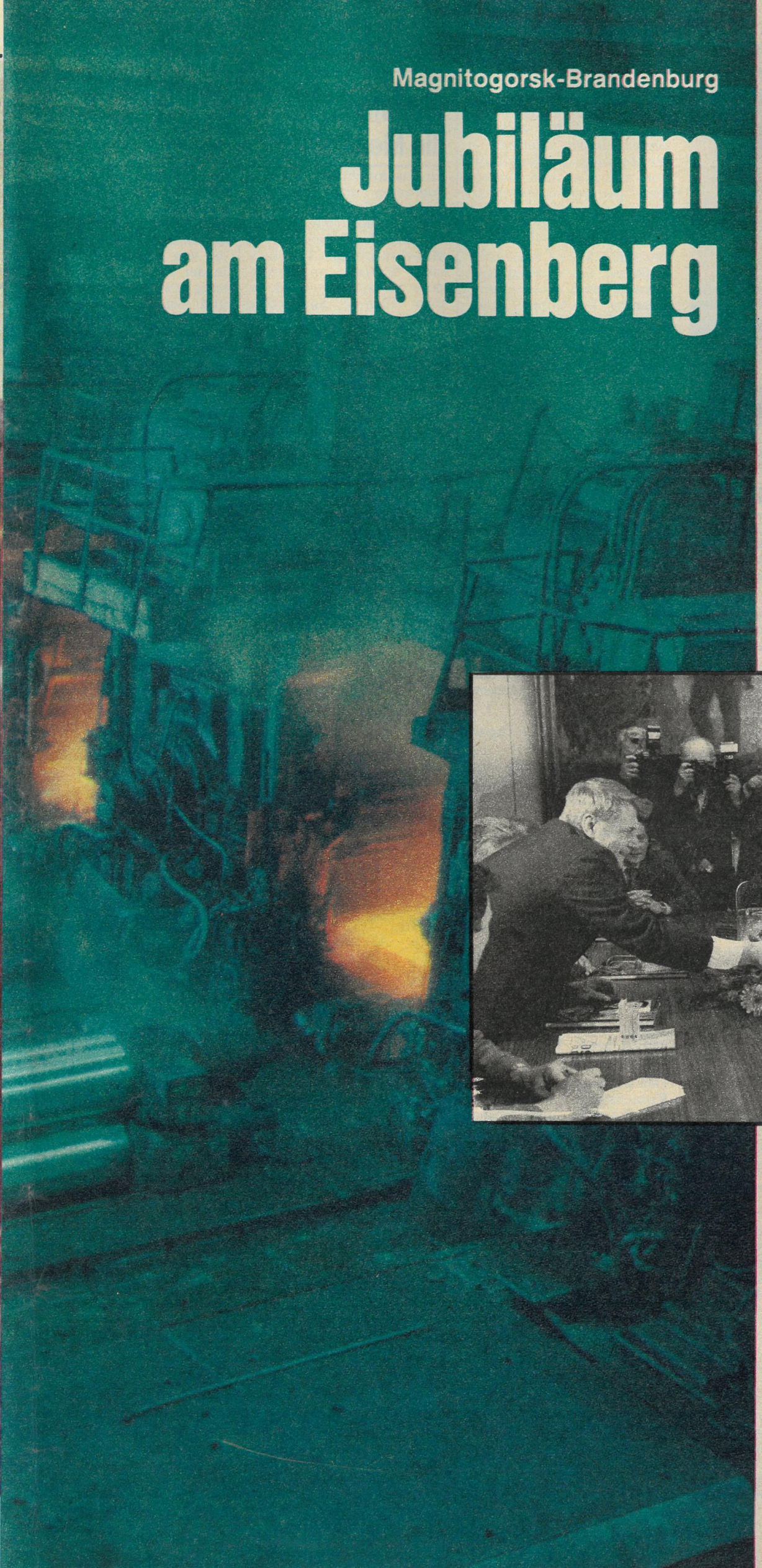


„Unser Triebwerk RD-170 ist in seiner Leistung unübertroffen und nicht nur als Booster-Antrieb für Energija verwendbar, um Buran in den Orbit zu bringen oder andere Einhunderttonnen-Nutzlasten. Es dient auch als Motor des neuen Trägerraketen-Typs Zenit, den wir für die Kosmos-Kooperation zur Verfügung stellen", unterstrich Prof. Dr. Boris Gubanow, Chefkonstrukteur des Energija-Trägersystems.

Ergänzungsfotos: TASS/Archiv

Magnitogorsk-Brandenburg

Jubiläum am Eisenberg



Magnitogorsker bei Erich Honecker in Berlin. Es ist jene Abordnung, die zuvor bei uns in Brandenburg weilte. Hier verabredeten wir die Partnerschaft beider Städte. Es war an einem Tag im April, an dem vor 44 Jahren sowjetische Panzer das faschistische Zuchthaus Brandenburg-Görden befreiten.

Im Juni brachten nun wir die fast 4000 Kilometer hinter uns, flogen zum Gegenbesuch in den Ural. Noch am Ankunftstag im Plenarsaal der Stadt am Eisenberg: Einmütig geben auch die Deputierten des Stadtsowjets ihre Zustimmung zu der Vereinbarung, in der das Wort Erfahrungsaustausch ganz obenan steht. Und das nicht nur zwischen dem Eisenhüttenkombinat „Lenin" (Foto) und unserem Stahl- und Walzwerk, sondern in vielen Fragen des täglichen Lebens.

60 Jahre wird die „Hauptstadt der Schwarzmetallurgie", wie man sie hier nennt, und die Vorbereitungen auf den Geburtstag sind bei unserem Besuch nicht zu übersehen. Großreinemachen, wohin man schaut. Viel Zeit blieb den Magnitogorskern für diese Arbeiten nicht, denn noch im Mai regierte, wie in jedem Jahr, der Frost. So hat der riesige neue Springbrunnen vor dem Haus der gesellschaftlichen Organisationen letzte Handgriffe nötig. Bei der Vorbereitung des Jubiläums sind aber auch neue Hochöfen im Gespräch, es wird hart gearbeitet, um nicht nur Menge, sondern auch Qualität zu produzieren. Man streitet um effektivste Lösungen, diskutiert ein Umweltprogramm.

Im Martin-Stahlwerk, Teil des riesigen Komplexes, gehen wir sechs zum Steuerstand. Etwa 40 ist der Mann, der ihn bedient. „Woher kommt ihr?" spricht er uns an. „Aus Brandenburg?" Er weiß mit dem Namen etwas anzufangen. Und auch mit uns. „Es wurde ausführlich darüber informiert." So liegt im Musuem bereits der Brief aus unserer Havelstadt, in dem wir den Vorschlag für eine Städtepartnerschaft machten. „Ja", meint er, „und zum Fest kommt doch Erich Honecker." Und wie viele vor ihm: „Er ist ein Magnitogorsker." Sie haben die internationalistische Hilfe deutscher Kommunisten nicht vergessen, und es schwingt ein bißchen Genugtuung mit, daß einer, der damals mitbaute, nun an der Spitze eines sozialistischen Staates steht. „Sagt zu Hause, wir freuen uns auf die Begegnung."

Wir in Brandenburg erwarten zum 40. DDR-Jubiläum selbstverständlich eine Gruppe Magnitogorsker. Im September jedoch schon den Besuch zur traditionellen „Schmelze der Freundschaft". Vielleicht auch zum gemeinsamen Gesang unserer „Stadthymne", die ins Russische übersetzt, ebenfalls im Museum von Magnitogorsk liegt: „Fritze Bollmann wollte angeln..." Ich finde, so etwas gehört dazu.

Klaus Mühe, Oberbürgermeister von Brandenburg

Fotos: Volkmar Billeb, Volker Hohlfeld

● Wörtlich

Sind wir, die Völker der Welt, der gleichen frostigen und aussichtslosen Lage ausgesetzt, wie sie in den siebziger und frühen achtziger Jahren bestand? Nein, nicht ganz. Eine Friedensbewegung ist im Entstehen, und diesmal nicht nur bei den Völkern, sondern auch bei den Supermächten. Die Friedensinitiativen wecken Hoffnungen…

Lisbeth Palme, Vorsitzende des Schwedischen UNICEF-Komitees

● Kurz berichtet

Eine Computervorrichtung im Traktor – von georgischen Wissenschaftlern entwickelt – steuert das Ziehen der Furchen. Das optische Bordsystem, das den gepflügten Abschnitt des Feldes durch die Farbe vom noch ungepflügten unterscheidet, wurde erfolgreich getestet. Der Traktorist zieht nur die erste Furche.

In Sofia hat man, um einer Ausbreitung der Aids-Krankheit vorzubeugen, mit HIV-Tests begonnen, bei denen alle Bürger zwischen 16 und 65 Jahren erfaßt werden sollen. Ziel sind 2000 Tests pro Tag.

Der populärste Sport in der ČSSR ist der Fußball. Von den 1,84 Millionen Mitgliedern aller Sportverbände sind rund 500 000 in solchen Klubs registriert. Den zweiten Platz belegt Eishockey.

Die im Südosten Ungarns gelegene Pußta von Pitvaros mit ihren über 3100 Hektar wurde Naturschutzgebiet. In der sogenannten feuchten Pußta, die ihren ursprünglichen Charakter bewahren konnte, leben u. a. so seltene Vogelarten wie die Trappe, der blaue Turmfalke und der Kranich.

Rund 400 000 Baumsetzlinge kamen in diesem Frühjahr im Ballungsgebiet Bukarest in den Boden. Noch in diesem Jahr sollen 62 000 Hektar aufgeforstet werden. Zu den bevorzugten Arten gehören Linden, Bergahorn, Ulmen, Eichen und Wildkirschen.

Meereskundler des Akademieinstituts für Ozeanologie in Riga entdeckten im Norden des tropischen Atlantik Zonen absolut reinen Meerwassers. Diese „Oasen" sind von den Kontinenten sehr weit entfernt und haben eine Tiefe bis zu vier Kilometern. Eine ähnliche Suche im Mittelmeer war erfolglos.

Der erste mongolische Klub der Nichtraucher ist in Ulan-Bator gegründet worden. Er zählt bereits 350 Tabakverächter.

TV Alma-Ata sendet deutsch

FREIE WELT sprach mit Alexander Frank, Abteilungsleiter des deutschsprachigen Studios im Kasachstaner Fernsehen.

In den Fernsehvorschauen der „Freundschaft", der deutschen Tageszeitung für Kasachstan, liest man jetzt hin und wieder fettgedruckt: „Guten Abend, Sendung in Deutsch". Was hat es mit dieser Ankündigung auf sich?

Wir waren schon einige Male auf dem Sender. Ein langgehegter Wunsch vieler Menschen erfüllte sich, denn in Kasachstan leben etwa eine Million Bürger deutscher Nationalität. Vor allem für sie ist dieses Programm gedacht, aber wir wollen auch anderen die reiche Kultur, die schwere Geschichte und die Hoffnungen der Sowjetdeutschen nahebringen.

Mit welchen Voraussetzungen?

Noch sind wir am Anfang, improvisieren viel. Haben noch keine eigenen Räume, sind „Untermieter" der deutschen Rundfunkredaktion, die schon langjährige Traditionen hat. Wir sind vier Kollegen: Regisseurin Tamara Tolkmit, eine Frau mit 18 Jahren TV-Praxis, dirigiert die Kameraleute, die uns die Zentrale „ausleiht". Ihre Assistentin Natascha Awerina ist studierte Deutschlehrerin, die Administratorin Sweta Jastschenko kümmert sich um Termine und Honorare. Ich bin Reporter, Moderator, Redakteur und Chef der kleinen Truppe…

… die allein wohl nicht allzuviel auf die Beine bringen kann?

Ohne ehrenamtliche Korrespondenten wären wir nichts. Die Zusammenarbeit mit Kollegen der „Freundschaft" bewährt sich da. Sie wirken ja seit vielen Jahren journalistisch für unsere Landsleute. Ich komme auch von dieser Zeitung. Und hoffe, daß die verschiedenen Medien – die Zeitung, der Rundfunk und nun auch das Fernsehen – gut zusammenhalten.

Was bieten Sie den Zuschauern?

Begonnen hat es mit einem Volksfest, das in Koktschetaw stattfand, gestaltet von unserem Deutschen Theater und Laienensembles wie „Ährengold" oder „Klingenthal". Das reichte von deutschen Volkstänzen, Liedern, Schwänken, aktuellen Sketchen bis zu Szenen über die Geschichte der Sowjetdeutschen aus Viktor Heinz' Drama „Auf den Wogen der Jahrhunderte."

Kennen Sie die Einschaltquoten?

Soweit sind wir nicht. Aber schon nach zwei Tagen kamen erste Briefe, auch von Kasachen und Russen. „Wir freuen uns über die positiven Veränderungen im Leben unserer deutschen Nachbarn", hieß es da und: „Es ist wichtig, daß alle die Wahrheit über euch erfahren, auch auf diesem Wege."

Wie greifen Sie ins Tagesgeschehen ein?

Zum Beispiel mit einer sehr lebhaften Rundtischdiskussion zur Gründung der Unionsgesellschaft der Sowjetdeutschen. Und uns bedrückt das Schicksal jener, die ins Ungewisse gehen wollen. Wir haben eine knappe Stunde Sendezeit, für die wir kein Monoprogramm vorbereiten, sondern im Wechsel dokumentarische Reportagen, szenische Darstellungen, Kommentare und andere Genres.

Unser Gespräch findet in Berlin statt. Was hat Sie hierher geführt?

Der Programmdirektor des Kasachstaner Fernsehens, Viktor Vogth – auch ein Sowjetdeutscher – und ich sind zu Partnerschaftsverhandlungen beim Fernsehen der DDR. Die Angebote der deutschen Genossen sind eine wichtige politische Hilfe für uns. Vereinbarter Mitarbeiteraustausch wird uns voranbringen, wir erhalten Material über die Entwicklung in der DDR und Ihre Zuschauer sollen intime Berichte über Kasachstan sehen. Bald strahlt unser Kanal in Alma-Ata DDR-Filme in deutscher Sprache aus. Die Programmdirektion räumt dafür Zusatzzeiten ein; denn bis jetzt senden wir monatlich nur rund drei Stunden.

Interview: Klaus Hurrelmann

Wer sind die Mescheten?

Im Zusammenhang mit den Pogromen und Brandstiftungen in Usbekistan taucht immer wieder die Minderheit der Mescheten (sprich: Mes-cheten) auf. „Meschetische Türken, meschetinskije turki, oder Kaukasische Türken, kawkaskije turki", so erläutert uns die Turkologin Dr. Tatjana Möckel von der Berliner Humboldtuniversität,

„nennt man die turksprachigen Bewohner eines Gebietes im Süden Georgiens, des Meschet-Dshawacheti, das an der Grenze zur Türkei und zur Sowjetrepublik Armenien liegt. Die Mescheten sprechen einen Dialekt des Türkischen, das am nächsten mit dem Aserbaidshanischen und Turkmenischen verwandt ist. Die Meschetischen Türken bewohnen diese Gegend spätestens seit dem XVI. Jahrhundert, seit der Eroberung dieses Teils Georgiens durch das Osmanische Reich. Im Jahre 1829 ging Meschet-Dshawacheti auf Grund des russisch-türkischen Friedensvertrages von Adrianopel (heute: Edirne) an das zaristische Rußland. Nach der Oktoberrevolution blieben die Meschetischen Türken in der Region Südgeorgiens."

Unter der ungerechtfertigten Beschuldigung, feindliche Spionagekontakte unterhalten zu haben, wurden sie in der Nacht vom 14. zum 15. November 1944 in entfernte Gebiete Mittelasiens und Kasachstans zwangsumgesiedelt. Wie viele von ihnen bei der Umsiedlung ums Leben kamen, ist unbekannt. „Nach dem XX. Parteitag der KPdSU", fährt Frau Dr. Möckel fort, „wurde 1956 die Beschuldigung der Spionage zurückgenommen, die Rücksiedlung jedoch im Prinzip verhindert, da das Gebiet Meschet-Dshawacheti zur Grenzzone erklärt worden war, woraus sich für die türkischen Familien ein Zuzugsverbot ergab." Die wissenschaftlichen Mitarbeiter des Instituts für Ethnographie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, Alla Ginsburg und Alexander Ossipow, sehen im Fehlen von Arbeitsplätzen und in der sozialen Differenzierung zwischen Mescheten und Usbeken die wichtigsten Ursachen für die gegenwärtige zugespitzte Situation im Gebiet Fergana. Weil die Mescheten traditionell eine hohe Kultur der Bodenbearbeitung, der Obst- und Gemüseproduktion und der Viehzucht haben, befanden sie sich in einer vergleichsweise besseren sozialökonomischen Lage. „Die Mescheten", sagt Frau Dr. Möckel, „sind Anhänger des Islam. Die offizielle sowjetische Statistik verzeichnet auf der Grundlage der Volkszählung von 1979 rund 93 000 Meschetische Türken, wobei jedoch Fehlschätzungen möglich sind, da sich viele Mescheten als Aserbaidshaner eintragen ließen."

Der Historiker Hadshi Murat Ibrahimbeli gibt in der „Literaturnaja gaseta" vom 17. Mai 1989 eine Zahl von über 300 000 Meschetischer Türken an. Inzwischen wurden aus dem usbekischen Krisengebiet etwa 20 000 Mescheten ausgeflogen (Foto: meschetische Flüchtlinge, die auf ihre Evakuierung warten), 48 Mescheten wurde eine neue Heimat in einem Staatsgut der kaukasischen Nordossetischen ASSR geboten, weitere Umsiedlergruppen werden hier erwartet. „Noch ist nicht eindeutig zu sagen", so Alla Ginsburg und Alexander Ossipow, „wer alles hinter den blutigen Ereignissen in Fergana steht. Doch alle Fakten weisen definitiv darauf hin, daß die Seite, die am wenigsten an einem Konflikt interessiert ist, die Mescheten sind."

Gisela Reller

Hausvater auf bulgarisch

Uneingeweihte halten den Bulgaren für einen guten Hausvater. Das allerdings stimmt nur insofern, als die bulgarischen Männer ihre Freizeit gern mit handwerklichen Dingen verbringen. Abgesehen davon, ist ihr Beitrag zu den im Haushalt anfallenden Aufgaben, wie zum Beispiel Kochen, Geschirr spülen oder Waschen, nach wie vor gering. Untersuchungen zeigen, daß die Frauen dreimal mehr belastet sind als ihre Partner. Diese Disproportion ist besonders ungerecht in Anbetracht der Tatsache, daß in Bulgarien etwa die Hälfte aller in der Volkswirtschaft Beschäftigten Frauen sind. Wissenschaftliche Untersuchungen, deren Ergebnisse in der Studie „Die moderne bulgarische Familie" vorgelegt wurden, lassen jedoch schrittweise positive Veränderungen erkennen. Heute vertreten nur noch 1,4 Prozent der Frauen und 1,8 Prozent der Männer den alten, extremen Standpunkt, daß der Haushalt ausschließlich Frauensache sei. Mehr als die Hälfte des weiblichen Geschlechts sowie 47,9 Prozent der Männer sind der Meinung, daß die Arbeit im Haushalt in gleiche Teile entsprechend den Möglichkeiten, der Beanspruchung am Arbeitsplatz, den Fähigkeiten und der Gesundheit der Ehepartner eingeteilt werden solle. Noch ist diese Einsicht oft mehr theoretischer Natur. Obwohl zum Beispiel, so wurde recherchiert, immerhin 19 Prozent der jungen Väter ihr Baby wickeln, baden und füttern und das häufig und mit großem Vergnügen. 30 Prozent tun es selten, aber gern. In den letzten Jahren zeichnet sich allerdings ein weiteres, ernstes Problem ab, das zur Zeit jedoch nur einen kleinen Kreis von Spezialisten bewegt: Es geht um die äußerst ungenügende Einbeziehung der Kinder und Jugendlichen in die Aufgaben, die im Haushalt anfallen. Wie Untersuchungen zeigten, leisten die Mädchen in der Altersgruppe von 15 bis 19 Jahren ein Drittel und die gleichaltrigen Jungen ein Zehntel dessen, was Frauen zwischen 30 und 70 Jahren schaffen. Die Folgen machen sich bemerkbar. Es gibt offensichtliche Lücken in der Arbeitseinstellung eines beträchtlichen Teils der jungen Leute, die jetzt in das Berufsleben eintreten.

Stojan Popow

Zwölf Tage – zwölf Stunden

Als dieses Foto entstand und in „Junge Welt" am 15. August 1951 veröffentlicht wurde, war Sin Du Pjong 22 Jahre alt und trug die medaillengeschmückte Uniform der koreanischen Volksbefreiungsarmee. Zusammen mit weiteren 123 Mädchen und Jungen gehörte er zur Delegation seines Landes, die bei der Eröffnung der III. Weltfestspiele der Jugend und Studenten im neuerbauten Stadion an der Berliner Cantianstraße begeistert begrüßt wurde. Das Land am 38. Breitengrad lieferte damals Tag für Tag Schlagzeilen, denn erbittert und opferreich war der Kampf gegen die US-amerikanischen Aggressoren, die die demokratische Entwicklung im Norden der Halbinsel rückgängig machen wollten. Sin Du Pjong hatte sich nach dem Überfall der Volksbefreiungsarmee angeschlossen und wurde bald für seine Tapferkeit ausgezeichnet. Eines Tages wählten ihn seine Kameraden für eine Reise nach Phjòngjang aus. Erst dort erfuhr er, weshalb. In einem unterirdischen Befehlsstand wurden er und vier weitere Soldaten der Armee vom Oberkommandierenden Kim Il Sun empfangen, der ihnen für ihre Verdienste im Kampf gegen den Feind dankte und den Titel „Held der Volksbefreiungsarmee" verlieh. Als weitere Auszeichnung sollten sie an den Weltfestspielen in Berlin teilnehmen. Nachts fuhren sie auf einem Lastkraftwagen bis Sinyjdshu, an der chinesischen Grenze; trotzdem mußte die Fahrt oft unterbrochen werden. B 52 bombardierten die Straßen. In Dandong (VR China) bestiegen die fünf den Zug und erreichten schließlich über Moskau den Berliner Ostbahnhof. „Überall, wohin wir kamen, mußten wir von unserem Kampf berichten. Jeder schüttelte uns die Hände, wollte damit sagen, daß er mit uns und unserer gerechten Sache ist. Diese zwei Wochen habe und werde ich nicht vergessen", meinte der heute Sechzigjährige. Als Geschenk erhielt Sin Du Pjong einen Fotoapparat und ein Akkordeon. Sein Berliner Tagebuch, der Fotoapparat und das Akkordeon wurden bei einem Bombenangriff vernichtet. Was ihm blieb, war der Zeitungsausschnitt aus „Junge Welt". Nach dem Waffenstillstandsabkommen 1953 in Phanmundshòm und seiner Demobilisierung studierte er an der Hochschule für Volkswirtschaft und ist heute Mitarbeiter im Ministerrat. Die Reise von Sin Du Pjong nach Berlin dauerte damals 12 Tage und 12 Nächte. Heute erreicht man Phjòngjang mit der koreanischen Fluggesellschaft Chosonminhang in nicht einmal 12 Stunden.

Günther Wolfram

● Gut gesagt

Überliefertes ist kein Schuh, der ein für allemal geschustert wurde.

Minko Bankowski, bulgarischer Kunstdrechsler aus Troja

● Am Rande

In der Litauischen SSR gibt es jetzt ein „Pferde-Museum". Außer einem Stall mit drei Dutzend Tieren verschiedener Rassen sind in zwei Riesenscheunen mehr als 800 Exponate – vom Pferdegeschirr über Hufeisen, verschiedene Fuhrwerke bis zu diversen Hochzeitskutschen – untergebracht. – Von hüh bis hott!

● Persönliches

Die ehemalige Olympiasiegerin GALINA SYBINA, die 1952 in Helsinki eine der ersten Goldmedaillen für die UdSSR errang, ist auf einer Bleistiftbewegungsskizze von Pablo Picasso verewigt, der sie einmal bat, ihm zu zeigen, wie man eine Kugel richtig stößt.

Der 16jährige TSCHOTSCHO CHRISTOW aus Sofia hat einen nicht alltäglichen Freund: Es ist das im Rio Escondido von Nikaragua geborene und etwa ein Meter lange Krokodil „Kroki", das sich in einer speziellen Wannne unter der Heizsonne recht wohlfühlt.

STANISLAW SLABYHOUDEK, 42jähriger Laborschichtmeister aus Kralupy (ČSSR) besitzt eine Sammlung von 3500 Lichtquellen – darunter eine der fünf noch existierenden Edison-Glühbirnen mit Bambusfäden aus dem Jahre 1881.

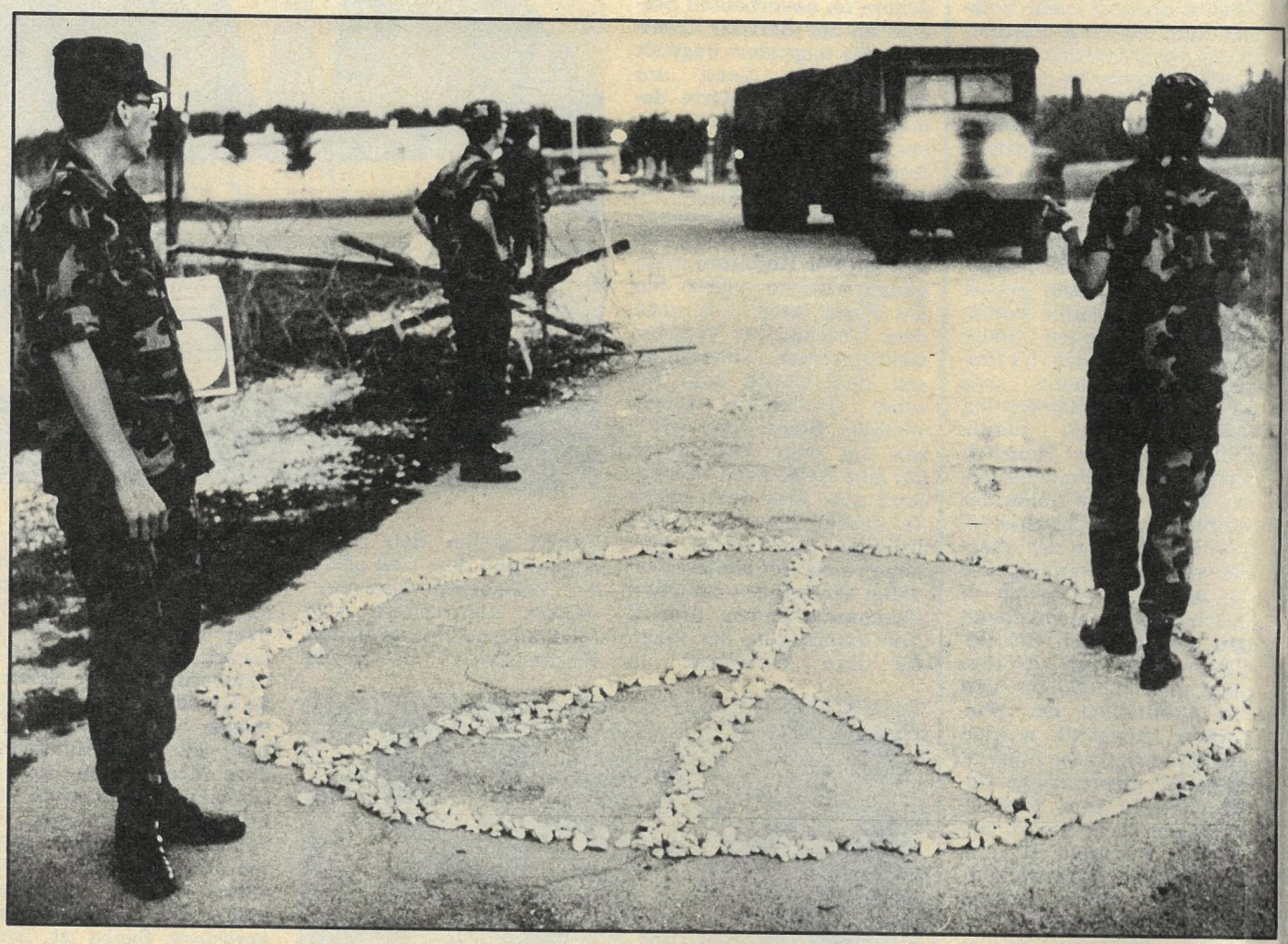
Anläßlich der Feierlichkeiten zum 90jährigen Jubiläum des Tschechoslowakischen Olympischen Komitees wurde EMIL ZÁTOPEK, mehrfacher Olympiasieger im Langstreckenlauf, mit dem Olympischen Orden des IOC geehrt.

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: P. Meißner, K. Hurrelmann, APN (2), H. Blunck; Vignette: D. Schüler

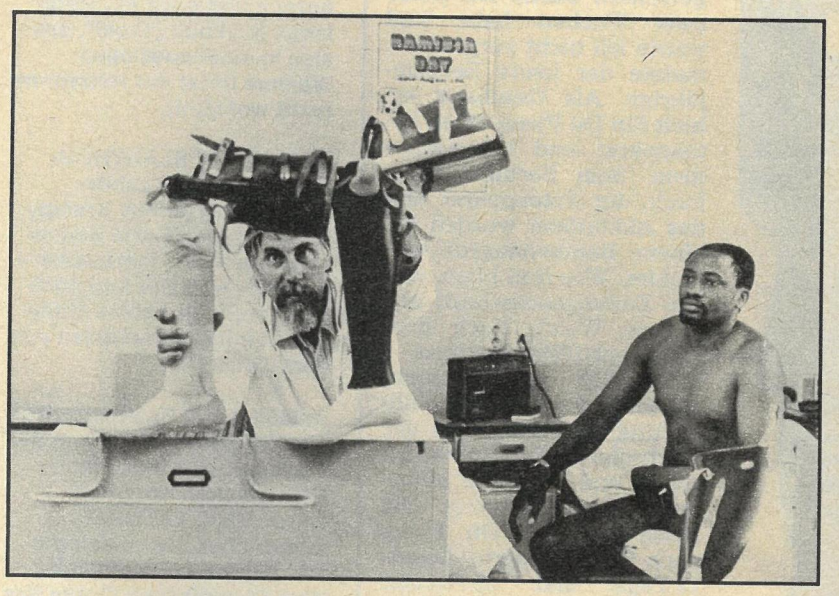
INTERPRESS-FOTO '89

Die Weltausstellung der Pressefotografie INTERPRESS-FOTO findet in jedem zweiten Jahr als Wettbewerbs- und Leistungsschau statt und wird von der Fotosektion der Internationalen Journalistenorganisation (IOJ) veranstaltet. Nach Budapest, Warschau, Moskau, Prag, Sofia, Ulan-Bator, Havanna und Bagdad präsentiert sich die XIV.-INTERPRESSFOTO wiederum auf dem asiatischen Kontinent: Vom 28. Juni bis zum 21. Juli – während der Weltfestspiele der Jugend – in Phjòngjang, Hauptstadt der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik. 3522 Fotos von 642 Pressefotografen aus 44 Ländern waren insgesamt eingereicht worden, 700 Fotos sind nun im Kulturpark des Volkes ausgestellt. Anschließend geht die Fotoschau nach Lissabon und Prag. FREIE WELT zeigt eine kleine Auswahl aus der Vielfalt eingefangener dramatischer wie stiller Augenblicke im Leben der Menschen.

MUTTERS HÄNDE
Tran Ton (Vietnam), Bronzemedaille



Aus der Serie FRIEDENSMARSCH GEGEN PERSHING-RAKETEN
Thomas Pflaum (BRD), Silbermedaille und Preis des Weltfriedensrates



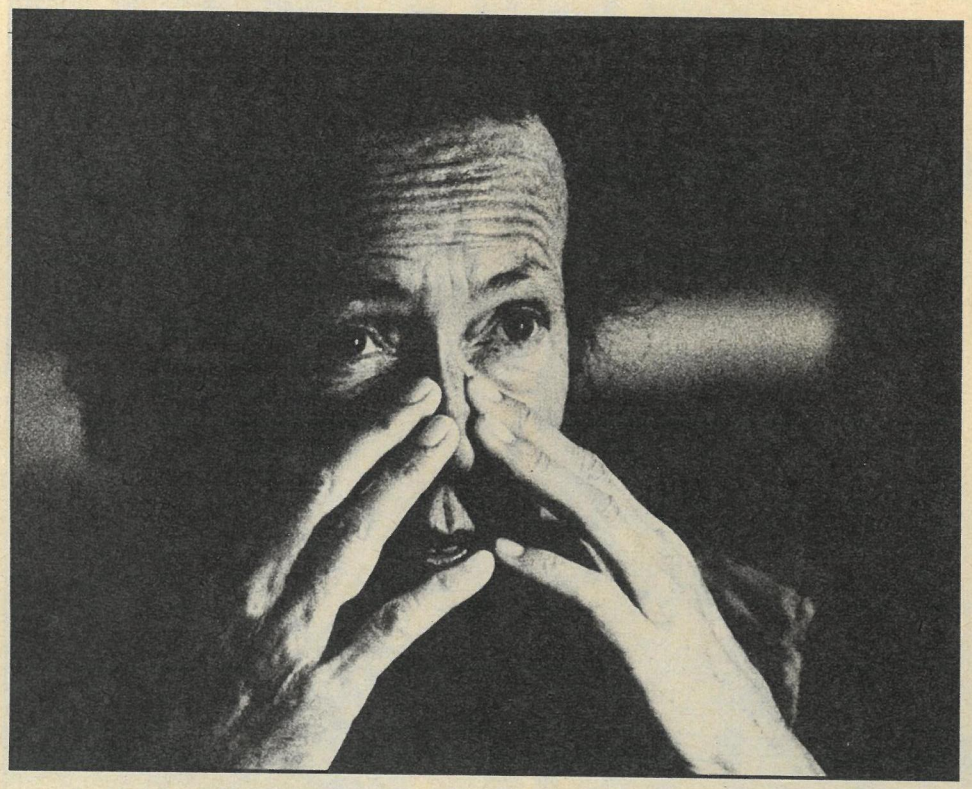
IM KRANKENHAUS DER SOLIDARITÄT BERLIN-BUCH
Lotti Ortner (DDR), Goldmedaille

Aus der Serie WIDERSTAND IN CHILE
Jose Giribas (Chile)

INTERPRESS-FOTO '89

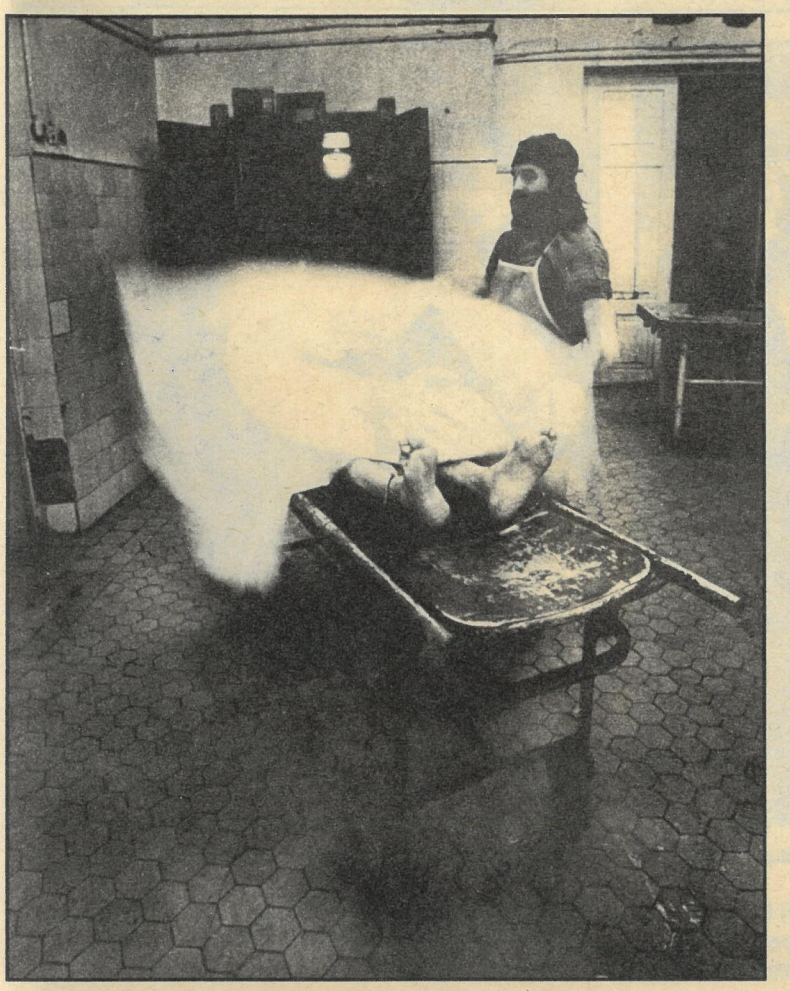
Aus der Serie UMWELT
Jerzy Mirski (VR Polen)
(Foto rechts außen)

JAHRZEHNTE DANACH –
WARSCHAUER GHETTO
J. Radkiewicz (VR Polen)



Aus der Serie
FRAUEN UND
KUNST
(Foto: Ruth
Berghaus)
Barbara Köppe
(DDR),
Silbermedaille
und Preis
der IDFF

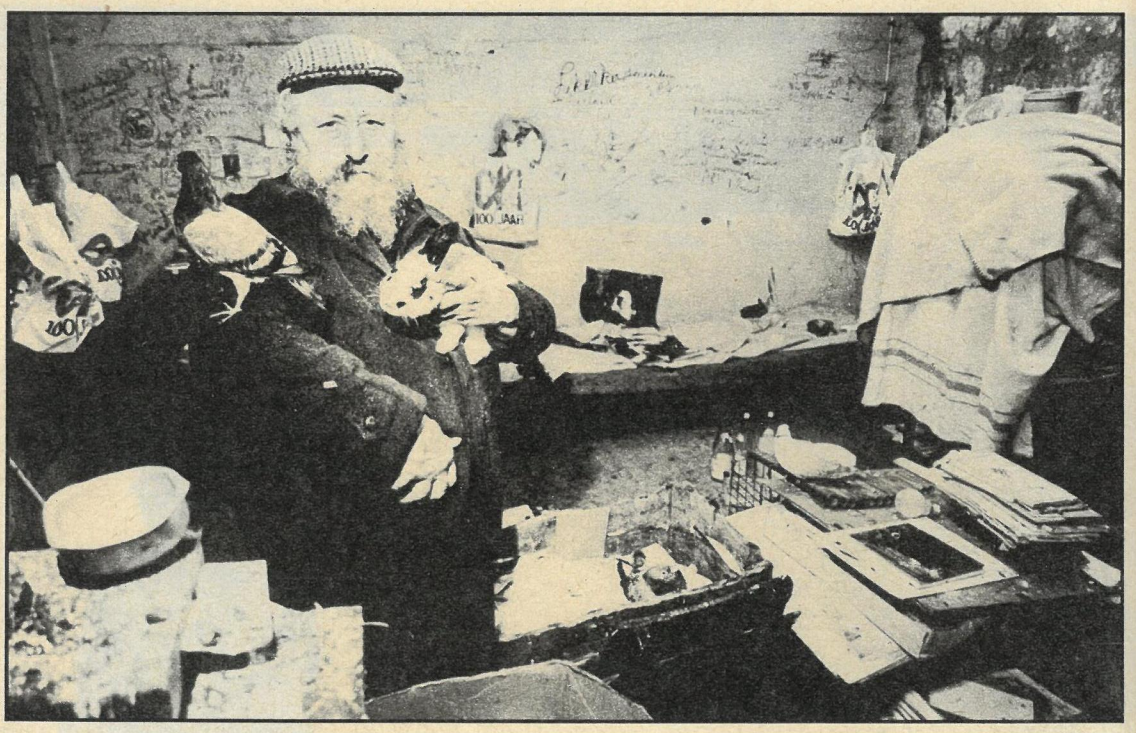
Aus der Serie
AUSLÄNDISCHE
ARBEITER IN
FRANKREICH
Georges
Atzenstarck
(Frankreich),
Bronzemedaille



Aus der Serie AUSEINANDERSETZUNG
Joe Araza (Philippinen), IOJ-Ehrendiplom

DAS ENDE
Igor Gawrilow (UdSSR), Silbermedaille

INTERPRESS-FOTO '89

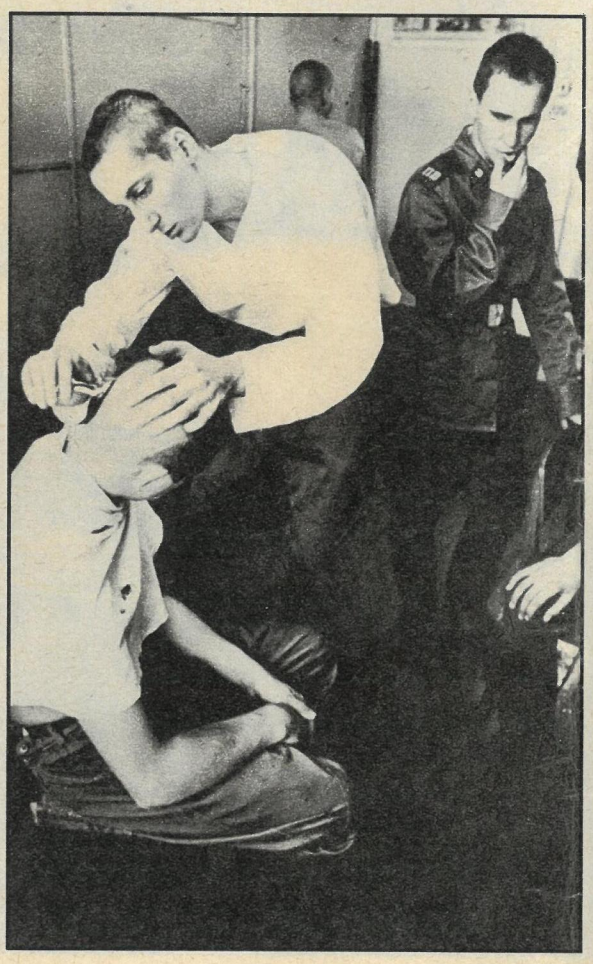


Aus der Serie LEBEN MIT TIEREN
Roel Visser (Niederlande),
Ehrendiplom des IOJ

ZWISCHEN DEN TÖPFEN
Diep Hong (Vietnam), Bronzemedaille

Aus der Serie DER ARBEITER ALEXANDER TATARNIKOW AUS DEM MOSKAUER WERK ROTER PROLETARIER
Pawel Kriwzow (UdSSR),
Goldmedaille und IOJ-Titel „Internationaler Meister der Pressefotografie"

DER LETZTE WEG
Krzysztof Swiderski (Polen),
Goldmedaille



DER ERSTE TAG IN DER ARMEE
Wassili Kosmenko (UdSSR),
Bronzemedaille

Aus der Serie
ERDBEBEN IN
ARMENIEN
Alexander
Makarow
(UdSSR),
Goldmedaille
und
Grand Prix
des IOJ

Aus der Serie
DORFHOCHZEIT
Dmitri
Korobejnikow
(UdSSR)

Die Französische Revolution und Rußland:

„Sie hat bei uns viele Anhänger"

Die Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte (Abbildung oben), verabschiedet 1789 von der französischen Nationalversammlung, erklärte die Menschen von Geburt an für frei und gleich in ihren Rechten. Das war der Todesstoß gegen die alte Adelsgesellschaft, aber auch Sprengstoff über die Grenzen des Landes hinaus gegen das feudale Europa und den Zarismus in Rußland, der 1917 gestürzt wurde (Bild rechts). Ein Beitrag von Dr. sc. Peter Hoffmann

Ein Jahr vor dem Sturm auf die Bastille schrieb der russische Diplomat Semjon Woronzow in seinen Briefen aus Paris: „Der König ist dumm, die Königin eine Intrigantin ohne Talent und Konsequenz; sie ist bei allen so verhaßt, wie der König verachtet ist." Über die Haltung der Bevölkerung heißt es in einem anderen Schreiben Woronzows: „Der französische Adel ist demoralisiert, der dritte Stand erhebt sein Haupt."

Die Einnahme des berüchtigten Pariser Staatsgefängnisses am 14. Juli 1789, eines jahrhundertealten Symbols der königlichen Gewaltherrschaft, wurde zum Auftakt einer neuen Gesellschaftsordnung. Darüber wird in unseren Tagen anläßlich des zweihundertjährigen Jubiläums viel geschrieben und berichtet. Aber in der Regel konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf Frankreich selbst, die internationale Ausstrahlung wird oft nur kurz erwähnt. Doch das Wort von der Weltwirkung dieser Revolution ist wortwörtlich zu nehmen in seiner inhaltlichen Vielfalt und in seiner räumlichen Ausdehnung. Sie reicht bis in unsere Gegenwart, sie erfaßte und erfaßt alle Länder und Staaten unserer Welt, in einem langen Prozeß, der in den verschiedenen Regionen unseres Erdballs unterschiedlich verlaufen ist. Solche Fernwirkungen zu erforschen, ihre Bedeutung für jedes einzelne Land zu analysieren, das ist eine bis heute aktuelle Aufgabe.

Zu den Staaten, die schon früh in den unmittelbaren Bannkreis der revolutionären Ereignisse gerieten, gehörte auch das zaristische Rußland. Hier ist eine sehr unterschiedliche aktuelle Reaktion auf die französischen Vorgänge in Regierungskreisen und in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung zu erkennen. Sie reicht von grundsätzlicher Ablehnung bis hin zu echter Begeisterung für die Ziele der Revolution.

Aufklärerin von königlichen Gnaden

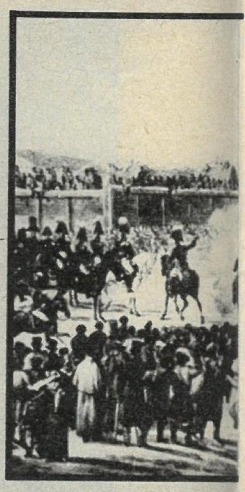
Das Jahr 1788 hatte für Rußland außenpolitische Komplikationen gebracht. Die Türkei und Schweden hatten den Krieg erklärt, die polnische Regierung war – von Preußen in dieser Richtung unterstützt – auf einen klar antirussischen Kurs eingeschwenkt. Im diplomatischen Intrigenspiel der Zeit hoffte Rußland nicht nur auf die direkte Unterstützung seines Bundesgenossen Österreich, sondern auch auf aktive Hilfe Frankreichs. Unter diesen Bedingungen mußte jede Schwächung Frankreichs ein für die russische Regierung unangenehmes Ereignis sein, dem mit allen Mitteln entgegenzuwirken war. Und so wurden in jenen Kreisen, welche die russische Außenpolitik

„Sie hat bei uns viele Anhänger“

Katharina II., Kaiserin von Rußland (1762–1796), verstand sich zwar als aufgeklärte Regentin, kappte aber rigoros alle Verbindungen zum revolutionären Frankreich.

Russische Truppen 1815 in Paris. Die Niederlage Napoleons, des „Degens der Revolution“, ist endgültig. Bei der Restauration Europas festigt der Zar Rußlands Vormachtstellung.

Die Ideen der Französischen Revolution machten auf adlige Offizierskreise in Rußland tiefen Eindruck. Die Rebellion der Dekabristen 1825 endete mit einer Niederlage.



Der Petersburger Adel im 19. Jahrhundert in einer Karikatur. Der letzte große Bauernkrieg unter der Führung Pugatschows hatte die privilegierte Kaste in Angst und Schrecken versetzt.

bestimmten, die Ereignisse in Frankreich erst einmal nur als Störung der eigenen Interessen aufgefaßt.

In Frankreich hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der dritte Stand, also vor allem das reiche Bürgertum, ständig an Einfluß im Wirtschaftsleben gewonnen, war aber weiterhin von allen politischen Rechten ausgeschlossen. Dieser Grundwiderspruch wurde durch Finanzkrise, Mißernten, Bürokratie und eine absolute, nur zu oft die realen Gegebenheiten ignorierende Politik des Königs und seiner Ratgeber noch verschärft. Er spitzte sich in den achtziger Jahren in einer solchen Weise zu, daß kaum noch Möglichkeiten eines friedlichen Ausgleiches bestanden. Eine revolutionäre Krise reifte heran.

Rußland hatte zu jener Zeit endgültig die Stellung einer Großmacht erworben, die in der gesamteuropäischen Politik ein entscheidendes Wort zu sagen hatte. Die russische Kaiserin Katharina II. hatte sich den Ruf einer „Aufklärerin auf dem Thron“ erworben, ihr galten die Achtung und Verehrung solcher führender Vertreter des europäischen Geisteslebens wie Voltaire und Diderot. Der in der russischen Gesellschaft ebenfalls heranreifende Widerspruch zwischen feudal-restaurativen und demokratisch-bürgerlichen Kräften war im Ergebnis der Reformen Peters I. am Anfang des Jahrhunderts und der insgesamt klugen konservativen Politik Katharinas II. so kanalisiert worden, daß bürgerliche Unternehmer die Nobilitierung, also den im Dienst zu erwerbenden Adelsrang anstrebten. Damit verschmolzen wesentliche Interessen des russischen dritten Standes mit den Zielstellungen des seiner Grundstruktur nach im wesentlichen feudalen Staates. Eine revolutionäre Zuspitzung gab es – anders als in Frankreich – vorerst nicht. Noch blieben die bürgerlichen Kräfte wenig profiliert und in vielfältiger Weise mit dem Adelsstaat verflochten, noch waren sie zu schwach, ihre eigenen Forderungen zu artikulieren.

In der russischen Gesellschaft gab es eine tiefe Kluft zwischen der hohen Bildung in Kreisen des Adels und der städtischen Oberschichten sowie der völligen Unbildung der Masse der Bevölkerung. Die damit heranreifenden sozialen Probleme fanden in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erstmals Eingang in die russische Literatur. Das zeugt davon, daß sie spürbar wurden, wenn auch wohl meist noch nicht in ihren Dimensionen erkennbar. Selbst in fortschrittlichen Kreisen fanden sich durchaus Stimmen in der Art, daß für den Bauern die Bindung an Herrn und Boden so notwendig sei wie für den Wachhund die Kette. Ganz im Sinne der Aufklärung glaubte man fest daran, daß allein durch die Vermittlung von Bildung alle Probleme lösbar seien. Die Diskussion solcher Fragen blieb in Rußland aber auf recht enge Kreise beschränkt, noch fand sie nicht – wie in Frankreich – eine breite Resonanz in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft.

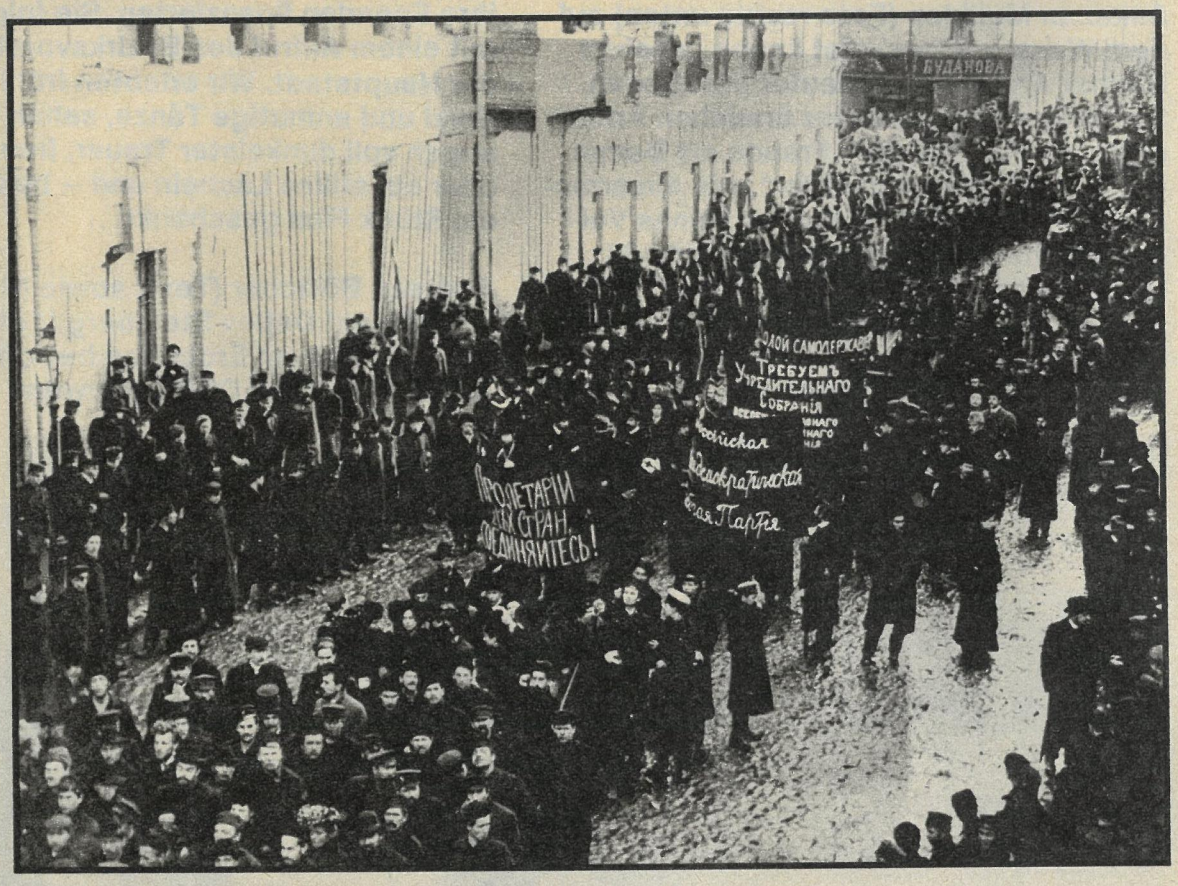
Die Macht der Autokratie

So erklärt sich die auf den ersten Blick überraschende Tatsache, daß in der Anfangsphase der Revolution die russischen Zeitungen offen und ausführlich über die Ereignisse in Frankreich berichteten, über die Diskussionen in den Generalständen, der vom französischen König einberufenen Versammlung von Vertretern der drei Stände, über den Sturm auf die Bastille, über die Erklärung der Menschenrechte usw. Zugleich finden sich ausführliche Berichte über die wachsende Unordnung in Frankreich, über Gesetzlosigkeit, über Gewalttätigkeiten von Bauern und Stadtbewohnern gegen Adel und Staatsbeamte. Das waren nun in Rußland bekannte und gefürchtete Töne, denn die Erinnerungen an den letzten großen Bauernkrieg unter der Führung Pugatschows (1772 bis 1775) waren noch frisch.

Aber diese Berichterstattung hatte eine von der Regierung sicher nicht gewollte völlig andere Reaktion gerade in Kreisen des liberalen Adels. Viele junge Gardeoffiziere sahen in den französischen Ereignissen vor allem ein Aufbegehren gegen die auch in Rußland so verhaßte bürokratische Staatsverwaltung – und begrüßten teilweise enthusiastisch die Vorgänge in Frankreich. F. N. Glinka, ein späterer Dekabrist, berichtet in seinen Erinnerungen, daß er als Schüler am Lyzeum in Zarskoje Selo von seinen Lehrern mit französischsprachiger Literatur und mit Publikationen der französischen Aufklärung bekannt gemacht wurde, daß die Schüler auch laufend über die Vorgänge in Frankreich informiert wurden.

Von breitem Einfluß der französischen Ideen in Rußland zeugen die kritischen Stimmen aus jener Zeit. So schrieb bereits Anfang 1790 der Geistliche und Erzieher des Großfürsten und späteren Zaren Alexander, Samborski, in einem Brief: „Das freie Gerede über die Macht der Autokratie ist fast allgemein, und das Gefühl, das nach ungebändigter Freiheit strebt, wird durch das französische Beispiel angefacht. Es verheißt unserem geliebten Vaterland ein außerordentlich schreckliches Blutvergießen.“ Im August 1792 teilte der zum engeren Kreis um Katharina II. gehörende Fürst Kotschubej in einem Brief an den russischen Botschafter in London mit: „Sie glauben nicht, wieviel Unheil diese französische Revolution angerichtet hat. Sie hat bei uns wie auch anderenorts viele Anhänger.“

Im Jahre 1790 veröffentlichte Radistschew seine berühmte „Reise von Petersburg nach Moskau“, in der er den Kampf der Bauern gegen ihre Unterdrücker, gegen die Gutsherren, ausdrücklich rechtfertigt. Den revolutionären Ereignissen in Frankreich stand er durchaus kritisch gegenüber, er erkannte, daß die Revolution in Frankreich für die ihn besonders bewegenden Probleme der Freiheit



Die erste russische Revolution brach im Jahre 1905 aus (im Foto: eine Arbeiterdemonstration in Moskau). Ihre Losungen forderten den Sturz der zaristischen Selbstherrschaft und die Errichtung einer demokratischen Republik.

des Menschen noch keine gültige Antwort gefunden hatte; seine im wesentlichen utopischen Vorstellungen von einer Welt ohne Unterdrückung waren in der Revolution nicht verwirklicht worden. Er schrieb daher, daß sich Frankreich „noch immer am Abgrund der Bastille" befinde. Und doch war es gerade das Werk Radistschews, das die besondere Besorgnis Katharinas II. weckte. Radistschew gehörte zum Adel und als leitender Mitarbeiter der Petersburger Gouvernementsverwaltung zur Oberschicht des hauptstädtischen Adels. Seine Ausbildung hatte er in Leipzig erhalten, seine Anschauungen hatten sich in logischer Konsequenz aus den Lehren der französischen Aufklärung in Konfrontation mit der russischen Wirklichkeit entwickelt. Damit erhielten Radistschews Gedanken für Rußland eine mögliche Sprengkraft, die Katharina zu der Äußerung veranlaßten, der Autor der „Reise von Petersburg nach Moskau" sei ein „Aufrührer schlimmer als Pugatschow".
In der Stellung Rußlands und der russischen Gesellschaft zu den Vorgängen in Frankreich bildet die Hinrichtung des französischen Königspaares eine entscheidende Zäsur. Für die Vertreter des liberalen Adels, die anfangs die französischen Ereignisse begrüßt hatten, wurden die Konsequenzen sichtbar. Sie erkannten, daß auch ihre eigenen Privilegien gefährdet waren. Die anfänglichen Sympathien schlugen in Haß um. Für manchen durchaus fortschrittlichen russischen Denker begann eine Zeit der Suche nach neuen Orientierungen; überwiegend wurden sie in monarchistischen Anschauungen gesucht. Für die russische Regierung bot der Tod des französischen Königspaares den letzten Anstoß, die in letzter Zeit bereits stark eingeschränkten Beziehungen zu Frankreich endgültig und vollständig abzubrechen. Ein Ukas der Kaiserin Katharina II. verbot jeglichen Handel mit Frankreich. Er bedeutete die Einstellung der diplomatischen Beziehungen, der russische Botschafter und die russischen Konsuln wurden aus Frankreich zurückgerufen, die französischen diplomatischen Vertreter aus Rußland ausgewiesen. Alle in Frankreich lebenden russischen Untertanen hatten dieses Land zu verlassen, allen Franzosen wurde der weitere Aufenthalt in Rußland nur dann gestattet, wenn sie sich durch einen öffentlichen Eid von den in Frankreich „jetzt gepredigten gottlosen und aufrührerischen Regeln" lossagten. Die Namen aller Franzosen, die diesen Eid leisteten, wurden in den russischen Zeitungen veröffentlicht; alle anderen Franzosen hatten innerhalb von drei Wochen das russische Staatsgebiet zu verlassen.

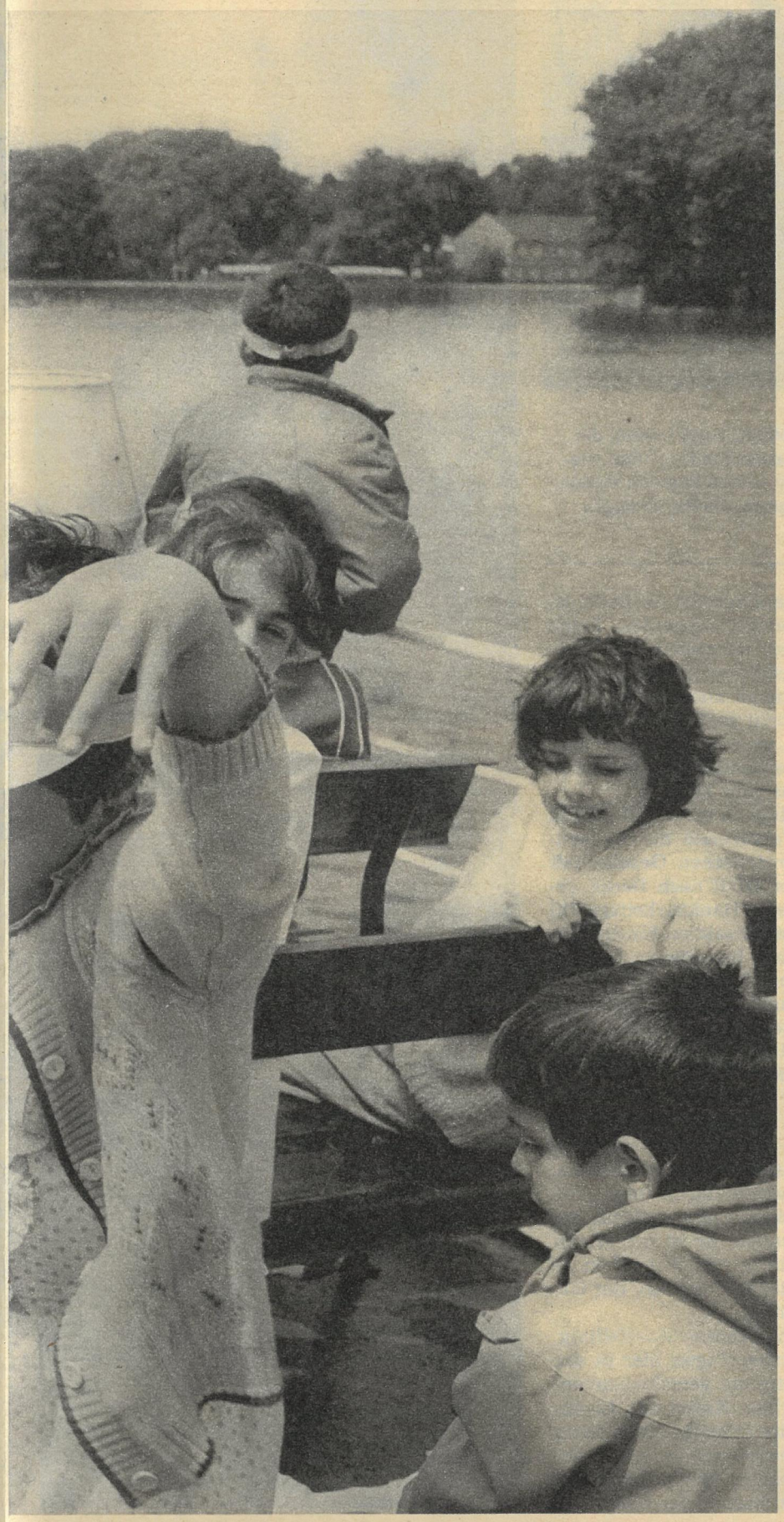
Nachdenken über die Revolution

Die anfangs kaum behinderte Berichterstattung der Zeitungen über die Ereignisse in Frankreich mit der deutlichen Zielstellung, den Zusammenbruch jeglicher Ordnung, die ungezügelte Wut des Pöbels, also die negativen Seiten der französischen Revolutionstage zu betonen, gab jedoch zugleich auch fortschrittlichen Kreisen in Rußland eine umfassende Information, die in eigener Weise und unabhängig von der Regierung verarbeitet wurde. Es entstand eine handschriftlich verbreitete illegale Literatur, von der sich in sowjetischen Archiven interessante Zeugnisse erhalten haben. So gibt es beispielsweise einen vor 1795 entstandenen Sammelband, in dem die Übersetzung antireligiöser, in Rußland nicht gedruckter Schriften Voltaires vereint ist mit Auszügen aus Radistschews Reise und einer Übersetzung der Marseillaise.
Die französischen Revolutionsjahre 1789 bis 1793 waren eine Zeit, die für das russische Geistesleben von grundsätzlicher Bedeutung werden sollte. Da sind die vielen politischen Prozesse und Willkürmaßnahmen gegen fortschrittliche Vertreter wie Radistschew, Nowikow, Knjashnin, Fonwisin – damit ist nur die Spitze eines Eisberges erfaßt. Aber weit bedeutender ist die Wirkung der von Frankreich ausgehenden Denkanstöße für die folgenden Generationen. Gerade die erste Generation in der russischen revolutionären Bewegung, die Adelsrevolutionäre, die ihren Höhepunkt im Dekabristenaufstand 1825 finden sollte, war sich der Bindung an die Französische Revolution immer bewußt. Der Führer des Südbundes, P. I. Pestel, hat das eindeutig formuliert: „Die Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron und meine späteren Überlegungen über diesen Vorgang kann ich als eine Epoche in meinen politischen Ansichten, meinen Begriffen und meiner Denkweise bezeichnen: Ich begann darüber nachzudenken, daß ein großer Teil der grundsätzlichen von der Revolution eingeführten Veränderungen bei der Restauration der Monarchie erhalten blieb und für gut befunden wurde, obwohl alle gegen die Revolution auftraten und ich selbst immer gegen sie aufgetreten bin. Aus diesen Überlegungen kam mir der Gedanke, daß die Revolution wohl doch nicht so töricht sei, wie man sagt, daß sie sogar sehr nützlich sein kann. In diesen Gedanken wurde ich noch durch die Überlegung bestärkt, daß jene Staaten, in denen es keine Revolution gegeben hat, auch weiterhin ohne derartige Vorteile und Institutionen geblieben sind."
Zweihundert Jahre trennen uns von den revolutionären Ereignissen in Frankreich im Jahre 1789. Manche für die Zeitgenossen wichtig erscheinenden Ereignisse haben ihre Konturen verloren, anderes tritt vor dem Hintergrund der weiteren Entwicklung schärfer hervor. Die grundsätzliche Bedeutung der bereits von Pestel gegebenen Einschätzung können wir heute aber nur bestätigen.

Fotos: Archiv, APN (1)

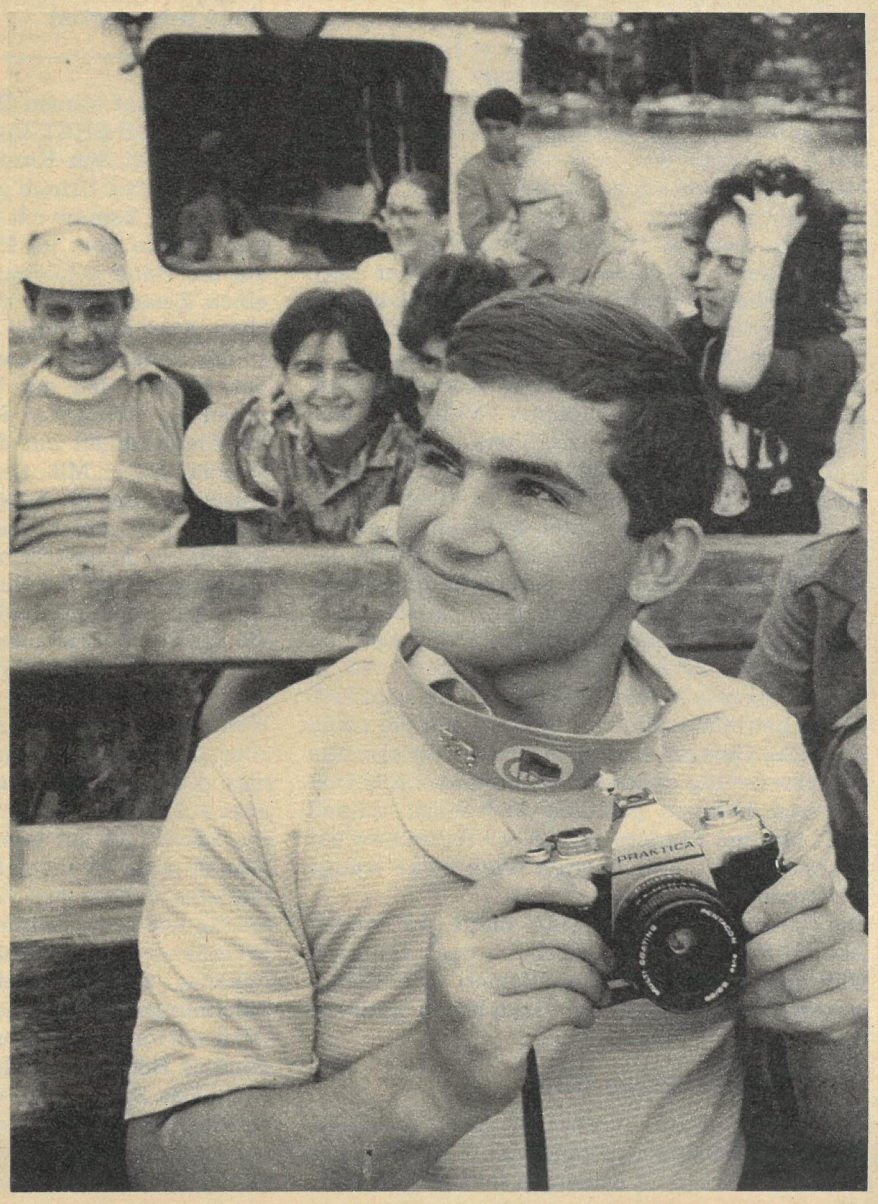
Die ersten Fotos mit der Kamera, die ihm die FREIE WELT geschenkt hat, macht Askanas Melikjan (Foto rechts unten) auf dem Wasser. Wasser ist knapp in seiner Heimat Armenien, bedeutet dort Leben. So nötig wie das Wasser brauchen Armeniens Kinder Freude – Freude als Damm gegen ein „Meer ohne Ufer", wie ein armenischer Dichter den Schmerz seines Volkes nannte. Askanas gehört zu den 83 Kindern und Jugendlichen aus den am schwersten vom Erdbeben im Dezember betroffenen Gebieten, die sich drei Wochen lang in der DDR erholten. Wir begleiteten sie während dieses Ferienaufenthaltes, den Berliner DSF-Mitglieder durch ihre Spenden finanzierten. Sie folgten damit einem Aufruf des Bezirksvorstandes der Hauptstadt. Wir erlebten fröhliches Spiel und anmutige Tänze, sahen Kinderaugen voll dunkelster Trauer, freuten uns über ein stilles Lächeln und – bekamen ein Stück Film geschenkt...

Andreas Böttcher (Text) sowie Nina Rücker und Detlev Steinberg (Fotos) waren mit den vom Erdbeben betroffenen Armeniern in der DDR unterwegs



Armeniens Kinder ...
Wie läßt sich ihr grenzenloser Schmerz lindern, dieses

Meer ohne Ufer?



Meer ohne Ufer?

„Das war unser Haus“, sagt Askanas leise und hält einen entwickelten Negativfilm gegen das Licht. „Hier bin ich aufgewachsen.“ Askanas mußte miterleben, wie die Bulldozer kamen und das vom Erdbeben zerstörte Gebäude endgültig abrissen. „Das ist fast schlimmer als das Erdbeben gewesen“, sagt er heute. Fünfundzwanzig Stunden war Askanas verschüttet, zeitweise ohnmächtig unter den Trümmern. Kaum aus dem Krankenhaus entlassen, fotografierte er wie ein Besessener seine zu drei Vierteln zerstörte Heimatstadt Leninakan. „Jeden Morgen zog ich mit einem Freund los. Er drehte Schmalfilme, ich machte Fotos. Irgendwann abends kehrten wir dann zu unseren Familien zurück.“ Der Fünfzehnjährige hat durch das Erdbeben weder Mutter noch Vater verloren, aber zwölf Verwandte. „Nach einiger Zeit verbot mir mein Vater das Fotografieren“, erzählt Askanas. „Er meinte, es wäre nicht gut für meinen psychischen Zustand. Alle Filme nahm er mir weg und verbrannte sie. Einen habe ich aber versteckt und hierher mitgenommen. Wenn ihr wollt, schenke ich euch die Bilder…“ Wir wissen kaum, was wir sagen sollen.

Teddys mit Zimmermannskluft

Es ist der erste Abend im Kinderferienlager „Juri Gagarin“ bei Hohenlychen.
Im Ärztezimmer, in das alle Kinder zuerst gehen, sitzt auch Aspram Nshdejan. Gründlich unterhält sie sich mit jedem Ankömmling. Die junge Psychologin aus Jerewan ist als Betreuerin hier. „Mein Kopf tut weh“, klagt ein Junge. – „Hast du öfter solche Schmerzen?“ – „Ja, eigentlich immer.“ – „Seit wann?“ – „Seit dem Erdbeben.“ – Aspram war zu Besuch bei ihrer Schwester, die in Berlin lebt, und erfuhr von ihr, daß armenische Kinder zur Erholung in die DDR kommen werden. Sie wollte dabeisein und helfen. Helfen, wie sie es auch unmittelbar nach dem Erdbeben getan hatte, als sie Schwerverletzte betreute. Aspram ging kurzentschlossen zur Konsularabteilung der UdSSR-Botschaft – und bekam ihr Visum um vier Wochen verlängert. Ihre Jerewaner Poliklinik gab ihr vier weitere Wochen Urlaub, unbezahlten.
Am Tag, bevor die Kinder kamen, hatte ich mich lange mit Aspram unterhalten. Viele Fragen stellten wir uns und wußten fast keine Antworten. Wie wird es um den seelischen Zustand der Kinder bestellt sein? War es überhaupt richtig, sie ins Ausland in ein Ferienlager zu schicken? Von seltsamen Phänomenen, die Mediziner und Psychologen in Armenien beobachten, war in der Fachpresse berichtet worden: Viele vom Erdbeben betroffene Kinder, die bis dahin ein völlig normales Gewicht hatten, werden beispielsweise von einer völlig unkontrollierten Eßsucht betroffen und nehmen plötzlich bedrohlich schnell zu… Mit den Kindern kamen die Antworten auf unsere Fragen, und Aspram hatte keine ruhige Minute mehr.
Die kleinen Armenier sind müde am ersten Abend. Kein Wunder, waren sie doch seit zwei Uhr unserer Zeit auf den Beinen. Die Betten warten und auf jedem ein Teddybär in Zimmermannskluft.

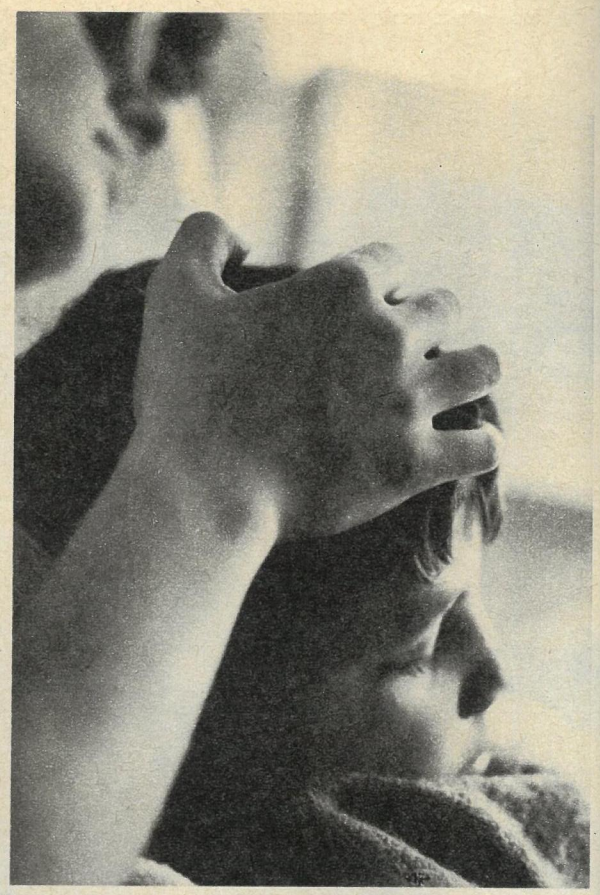
Ein unvollendetes Bild

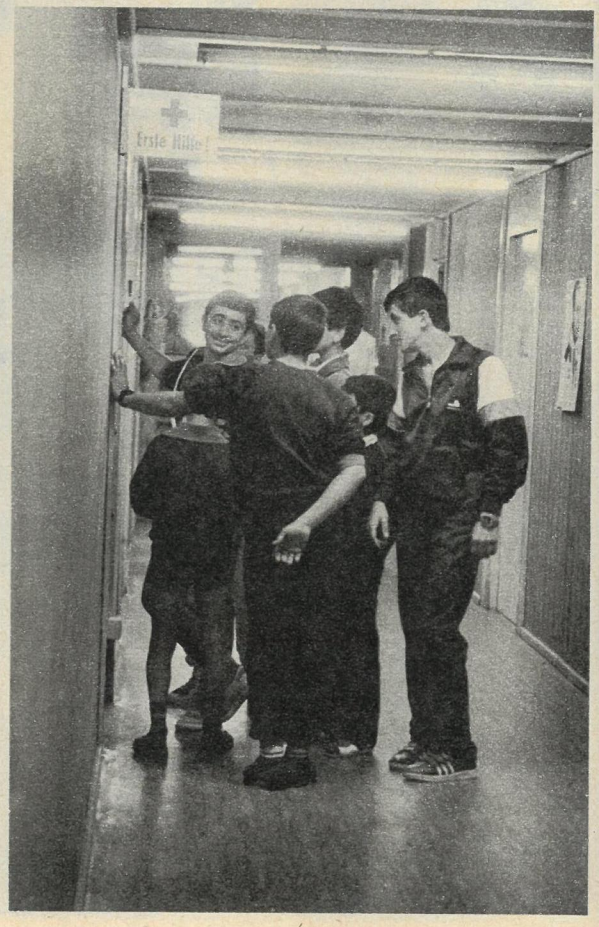
Ein Barkas braust durchs Tor. Thomas Lange, der Wirtschaftsleiter, kommt vom Einkaufen aus Berlin. Einen Monat früher als sonst ist er in diesem Jahr auf seinem Stammposten im Ferienlager des VEB SKET Ingenieuranlagenbau. Seine Frau ist mit den Kindern derweilen nach Hiddensee in den Urlaub gefahren. „Weißt du, nach Hiddensee komme ich immer noch mal“, sagt er mir. „Wenn man im Monat zwölfhundert Mark auf die Hand bekommt, ist es verdammt leicht, einen Zwanziger für die Solidarität rüberzureichen. Aber hier wurde es ganz konkret…“
In der Redaktion lese ich noch einmal die Kopie des Briefes, den der Vorsitzende der Armenischen Abteilung der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR nach Berlin geschickt hat: „Mit tiefem Dankbarkeitsgefühl wurde von uns die Solidaritätsaktion für die Einwohner der vom Erdbeben betroffenen Gebiete Armeniens aufgenommen. Wir hoffen, daß die Kinder nach der Erholung in der DDR gesünder, kräftiger und optimistischer sein werden, was die schweren Erlebnisse und die Erinnerungen an die furchtbare Naturkatastrophe verdrängen wird.“
Wenige Tage später bin ich wieder in Hohenlychen im Kreis Templin. „Guten Tag!“ rufen einige der Kinder auf Deutsch, und ich bin stolz, jetzt auf Armenisch antworten zu können: „Barew sdess!“ Ich suche Askanas und entdecke ihn schnell unter den Spielenden. Er ist mit seinen fünfzehn Jahren der Älteste und fast schon so kräftig wie sein berühmter Landsmann, der Gewichtheber Jurik Wardanjan.
Askanas zeigt mir eine kleine Ausstellung: Zeichnungen, in den letzten Tagen hier in der DDR entstanden. Darunter ein verschwommen-dunkles Bild des elfjährigen Karen aus Leninakan. Das Erdbeben wollte er malen, doch fertig wurde er nicht. Zu schwer ist noch immer die Erinnerung an jenen schwarzen Dezembertag. Ein unvollendetes Bild in den Farben der Nacht…

Der erste Tag fern der Heimat: Noch kehren die Gedanken und Gespräche der Kinder immer wieder nach Armenien und zu seinen Wunden zurück. Vergessen hilft ihnen Aspram, die Psychologin (Foto unten rechts).

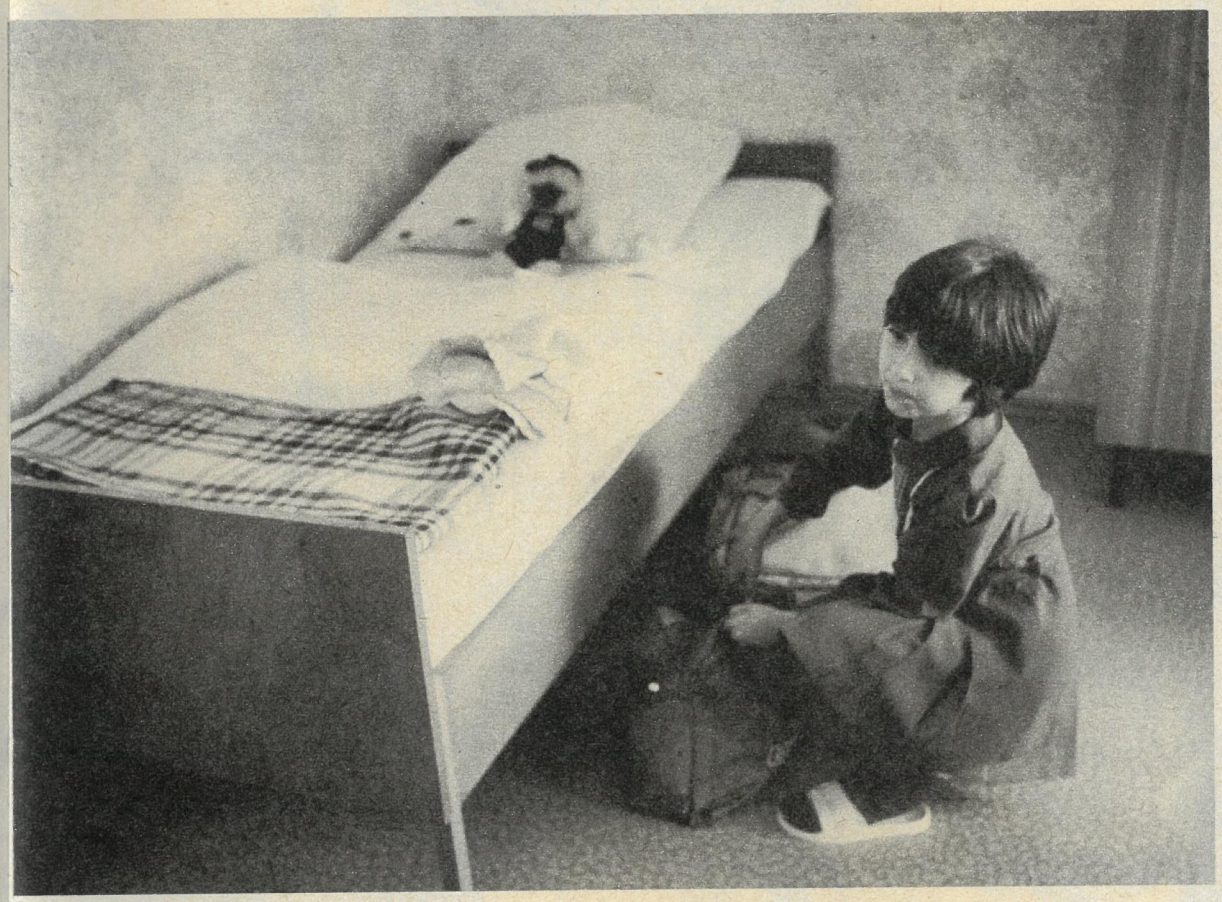
Das Land der Steine

Freude und Traurigkeit wohnen eng beieinander in diesem ganz besonderen Ferienlager. Die Kinder erleben dort viel – Sport und Spiel und Badespaß. Mit Bussen geht es nach Rostock, Schwerin und Berlin. Aber ein Kindergedächtnis läßt sich nicht so einfach überlisten: Auf der Fahrt nach Schwerin schlief Narine im Bus und träumte – vom Erdbeben. „Kinder, kommt zu mir!“ schrie die Mutter. „Wenn wir schon sterben müssen, dann alle gemeinsam.“ Als Narine aufwachte, hingen Tränen in ihren langen Wimpern. In die DDR ist sie mit ihrer kleinen Schwester gekommen. Drei andere Schwestern der beiden wurden von Trümmern begraben, auch die





Großmutter und eine Tante überlebten das Erdbeben nicht.
Askanas reißt mich aus meiner Traurigkeit. „Kennst du den Dichter Aramis Saakjan?“ fragt er. Ich muß passen. „Er hat das beste Gedicht nach dem Erdbeben geschrieben.“ Die kleine Seda kann es auswendig. Fast fünf Minuten rezitiert sie aus dem Stegreif…
Ich laufe mit Askanas weiter durchs Lager, zum Seeufer. An einem Sandkasten bleiben wir stehen. Hier haben die Kinder ihr Armenien aus Sand gebaut: den Großen und den Kleinen Ararat, auch die Kirche von Leninakan fehlt nicht. Hayastan, wie die Armenier ihr Land nennen, soll wieder leben. Aus steiniger Lava wurde es geboren, durch die Kraft der Steine kam es fast um, wurden Häuser und Familien zerschlagen. Nun wird wieder Stein auf Stein gesetzt. Am siebenten Januar ist in Leninakan der erste Grundstein für ein neues Haus gelegt worden. Ehrgeizig sind die Wiederaufbaupläne, und zu langsam wurden sie bis jetzt verwirklicht. Nur jedes achtzehnte Erdbebenopfer konnte bisher mit Wohnraum versorgt werden, wie die „Prawda“ kürzlich schrieb. Traditionell wird in Armenien mit Tuffstein gebaut. Doch für das rosa- und graufarbene Gestein braucht man spezielle Fräsen. Die einzige Baumaschinenfabrik der Sowjetunion, die sie herstellte, stand in Leninakan. Nach dem Erdbeben ist von dem Betrieb nichts übriggeblieben. Und so fehlt es heute im Land der Steine an Steinen zum Bauen.



Eine Kamera für Askanas

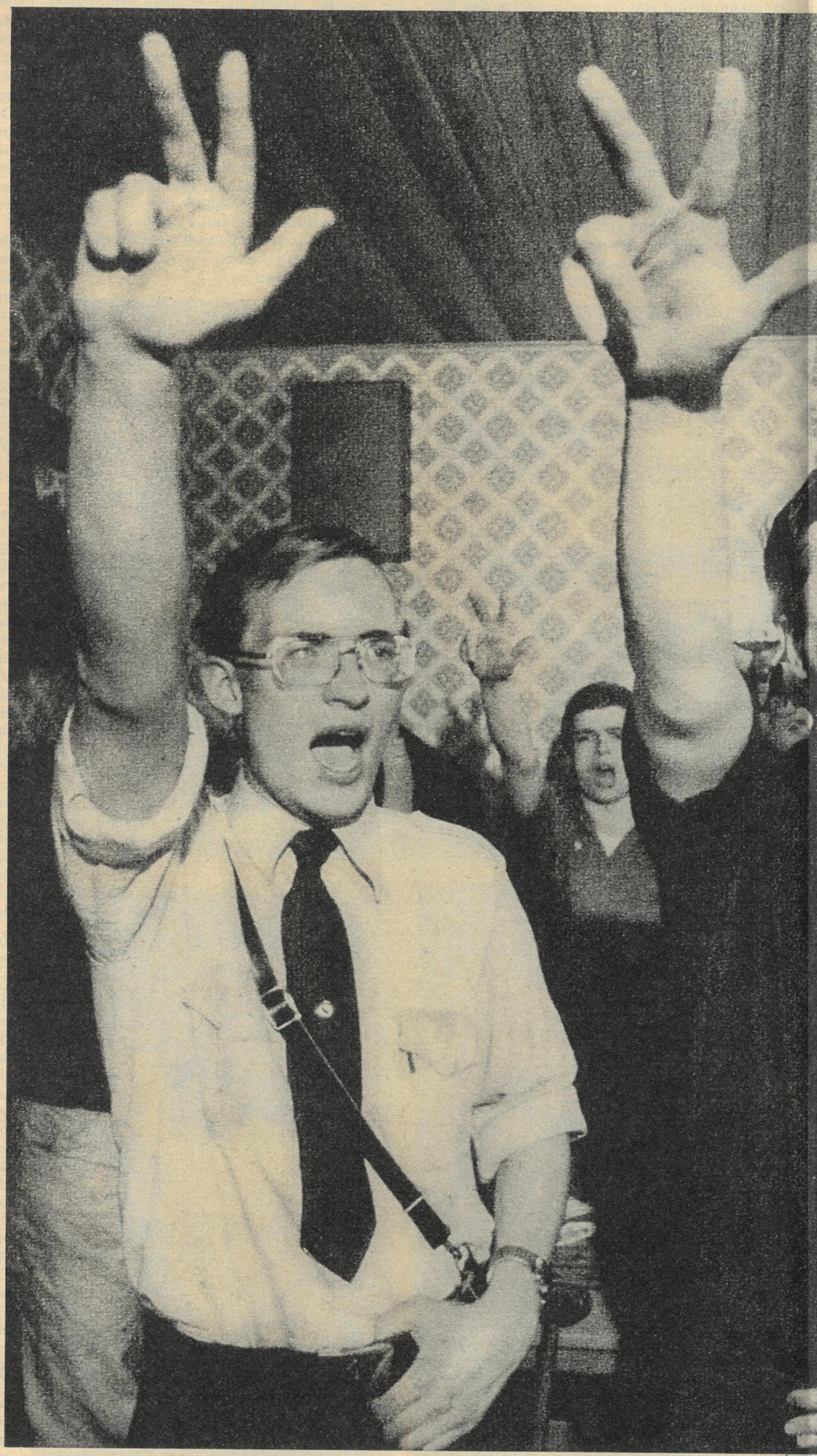
Die Kette der internationalen Hilfe für die Erdbebenopfer ist nicht abgerissen. Bis zum Oktober wollen Stralsunder Bauelementewerker zum Beispiel fünfzig Fertigteilhäuser für Armenien produzieren. Aus ihnen soll unweit Jerewans ein „Dorf der DDR“ entstehen. Anfang Mai gingen die ersten Häuser auf die weite Reise.
Vielleicht wird eines der Kinder, die sich jetzt bei uns erholen, einmal in einem Haus aus Stralsund wohnen. Askanas nicht, er möchte auf jeden Fall in Leninakan bleiben. Im Herbst kommt er in die neunte Klasse, nach der Schule will er Medizin studieren. Viele junge Leute haben seit dem Erdbeben den Wunsch, Arzt zu werden, hatte mir Aspram erzählt. Bei Askanas ist es anders. Schon seit der ersten Klasse träumt er davon, irgendwann ein berühmter Herzchirurg zu sein. Das sagt er so, daß gar keine Zweifel aufkommen können, und schnauft dabei ein bißchen, wie immer, wenn er spricht. Als er verschüttet war, wurde seine Nase verletzt. Eine Operation könnte helfen, aber Askanas will sich nicht operieren lassen. Eine Betreuerin verrät mir, warum: „Als echter armenischer Mann hat er Angst um seine Schönheit. Die Nase könnte ja schief werden…“
Zum ersten Mal sind die „Hohenlychener auf Zeit“ in Berlin, treffen hier auch die zweite Gruppe ihrer Delegation, die in Kagel wohnt, im Kinderferienlager des Berliner Magistrats: das Tanzensemble des Leninakaner Pionierhauses. Die jungen Künstler haben sich bereits einige Tage zuvor mit der Hauptstadt bekannt gemacht, waren im Pergamon-Museum und auf dem Fernsehturm. Doch heute geht's übers Wasser, mit dem Motorschiff „Friedenswacht“.
An Bord erfahre ich, daß nach wie vor von überallher Geschenke für die armenischen Ferienkinder im Bezirksvorstand Berlin der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und direkt in den Erholungslagern eintreffen. Natürlich wollen auch wir FREIE WELT-Reporter „unseren“ Askanas nicht unnötig lange auf die Folter spannen, schließlich wartet er auf die Überraschung, die ich ihm angekündigt hatte: eine Kamera, gespendet vom Berliner Verlag für den Hobbyfotografen aus Leninakan. Askanas strahlt und läßt sich den Apparat genau erklären. Dann steht er an der Reling, macht die ersten Aufnahmen und zeigt seinen Freunden die „Praktica“.

Kein Kahn der fröhlichen Leute

Über die Spree fahren wir auf den Müggelsee. Und spätestens als das Eis aufgegessen ist und die Sonne immer kräftiger scheint, zieht es die meisten an Deck. Aus den Bordlautsprechern tönt Musik. Die Puhdys singen etwas von Sehnsucht. Doch nicht lange, dann packen die Armenier ein Akkordeon aus und spielen ihre Lieder. Leise und fröhliche, und auch Charles Aznavour, der Verwandte in Leninakan hat, ist im Repertoire. An Deck wird getanzt. Füße stampfen den schnellen Takt der Volksweisen, Hände drehen sich graziös in der Luft. Doch auch wenn getanzt und gelacht wird, wenn die Kinder mit Luftballons spielen und den vorbeifahrenden Schiffen zuwinken – ein „Kahn der fröhlichen Leute“ ist die „Friedenswacht“ an diesem Tag nicht. Ein Mädchen hat im Unterdeck den Kopf auf den Tisch gelegt, und Narine schaut dort mit ihren großen schwarzen Augen ins Leere. Als die kleine Seda das Poem von Aramais Saakjan für alle vortragen will, verbieten es die Betreuer. Zu traurig sei das Gedicht…
Askanas verspricht beim Abschied, zu Hause Bilder zu machen, festzuhalten, wie sein Haus, seine Straße, seine Stadt neu entstehen. Er will sie uns schicken, damit wir sie veröffentlichen können. Wie seinen Filmstreifen aus dem zerstörten Leninakan.

„Bismarck hat von seinem Alpdruck der Koalition gegen Deutschland gesprochen. Ich habe auch meinen Alpdruck: Er heißt Potsdam."

Konrad Adenauer, erster Kanzler der Bundesrepublik Deutschland



17

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

ZEUGENVERNEHMUNG

Schlaf-störungen

Bismarcks Jacke dürfte Adenauer gut zwei Nummern zu groß gewesen sein. Immerhin, beide litten unter Alpträumen. Bismarck fürchtete die französische Revanche für 1870/71 mit russischer Hilfe, also den Zweifrontenkrieg. Adenauer kannte immer nur eine Front. Trotzdem schlief er schlecht, wenn er an Potsdam dachte, nämlich an das Bild einer deutschen Demokratie, das die Siegermächte in ihrem Potsdamer Abkommen skizziert hatten.

Was beunruhigte Adenauer? Daß der deutsche Militarismus auszurotten sei? Daß Deutschland nie wieder seine Nachbarn bedrohen dürfe? Daß die Nazi-Partei mit sämtlichen Hilfstruppen auszumerzen und keine Wiederauferstehung, gleich unter welcher Tarnung, zu dulden sei? Daß Monopole, die Mitverantwortung für die Entfesselung des Krieges trugen, zu entmachten seien? Sagen wir es so: Die ganze Richtung paßte ihm nicht.

Potsdam, das Adenauers Schlaf störte, war nicht mehr als das Minimalprogramm einer unabdingbar antifaschistischen, zur Friedfertigkeit gezwungenen Demokratie. Einen „kommunistischen" Text – und darauf wollte Adenauers stupider, militanter Antikommunismus hinaus – hätten der Präsident der USA und der englische Premierminister selbstverständlich nicht unterschrieben. Müßig zu spekulieren, wie ein deutscher Staat nach Potsdamer Muster heute aussehen würde. Mit Sicherheit wissen wir, wie er nicht aussehen würde: wie die Bundesrepublik. Keinesfalls ist Adenauer unter die Faschisten zu rechnen, die dem ehemaligen Oberbürgermeister von Köln wohl sogar einige Ungelegenheiten bereiteten. Aber der erste Bonner Kanzler setzte Maßstäbe, falsche, verhängnisvolle Maßstäbe für die nachwachsenden Generationen, als er die Kapitulation des dritten Reiches eine „bittere Pille" nannte und den 8. Mai 1945 einen Tag „nationaler Schmach".

Ganz gewiß herrscht in der Bundesrepublik kein notdürftig getarnter Faschismus. Aber in der Substanz, nämlich in den Besitzverhältnissen, aus denen wahre Macht erwächst, präsentiert sich die Bundesrepublik als Anbeterin des bekannten goldenen Kalbs, als Hüterin jener Ordnung also, die einst des Kaisers bunten Rock trug, sich dann, der Not gehorchend, mit den wohlanständigen Bratenröcken der Weimarer Republik verkleidete, vorübergehend ohne Scham in Hitlers Uniformen paradierte und nun wieder brav bürgerlich in Schlips und Kragen daherkommt. Erst als diese Kontinuität – gegen Potsdam – gesichert war, konnte Adenauer wieder ruhig schlafen.

Jürgen Jessel

Repro aus „Quick"

Sie wetzen schon wieder die Messer: geboren, aufgewachsen und toleriert in Adenauers Anti-Potsdam-Republik.

Doch manchen wird

Was ist das für ein Geheimnis, daß nach Anna Achmatowa sich nur manchen erschließt? Was ist an diesen Weißen Nächten, daß die Leningrader jedes Jahr in feierlichem Ernst an die Newa zieht, ein wohlvertrautes Schauspiel verträumt zu bestaunen. Nacheinander schwenken die gewaltigen Brückenarme mit Asphalt und Laternen, Schmiedekunstwerken und Oberleitungen in die Höhe, reichen einander den Konvoi der wartenden Schiffe durch die Stadt. Ein Geheimnis ist wohl – es sind gar nicht immer d i e Leningrader. Da sind die Paare der Absolventenbälle, die plötzlich das Wunderbare, ganz Besondere aneinander entdecken, daß ihnen über Jahre verborgen war. Ihre Vorgänger bewachen längst den unruhigen Schlaf ihrer Kinder. Auch unter den röhrenden Rocker-Rudeln, die mit ihren aufgestylten Maschinen in diesen Tagen ans Licht kommen, ist nur ein kurzes Stückchen Lebensalter privilegiert. Während das ganz große Staunen erst über ein ganzes Leben wächst. Das ist dann jene stille Weise, in der jeder für sich allein mit diesem merkwürdigen Grau fertig wird. Es ist die seltene Zeit, in der sich der Tag-

mensch und der Nachtmensch zueinander gesellen. Ein versöhnlicher Gedanke…
Wer sich aber in das Epizentrum explodierender Lebenslust begibt, sollte weniger zimperlich sein. Den Bildern von respektlosen Wasserspielen unweit des Winterpalais' folgt unweigerlich eine unscharfe Aufnahme, die den Fotografen selbst zeigt, triefend und mit hilfloser Geste, aufgenommen von der eigenen Kamera, die ihm vor der Brunnentaufe fürsorglich abgenommen worden war. Die Distanz des Beobachters war unterschritten, klamm und fröstelnd zieht er sich zurück.
„Doch manchem wird ein Geheimnis, / Und Stille senkt sich dann … / Ich erfuhr es durch Zufall, ich bin / Seit jenem Abend wie krank."
Wundern wir uns nicht, daß wir Besucher immer ein wenig die Beobachter bleiben werden. Es sind nicht unsere Weißen Nächte. Wir haben nicht das zugehörige Maß an Dunkelheit erfüllt.

Tatjana Trögel

ein Geheimnis...

Gerald Zörner fotografierte Weiße Nächte in Leningrad.

Da capo also...

Sammlung, Konzentration, Einspielen aufs gleich beginnende Konzert – ein Solistenensemble bei der Arbeit, die lange bevor der Dirigent den Taktstock hebt beginnt. Die Mitglieder des Kammerorchesters der Bukarester Philharmonie stimmten sich jeder für sich ein auf das Geschehen, das denn auch erfolgreich verlief: Der Schlußapplaus in der ausverkauften Berliner Nikolaikirche überstieg deutlich kammermusikalische Verhaltenheit. Zu den „Tagen der Kultur der SR Rumänien in der DDR" war erstmals Gelegenheit, die beeindruckende Virtuosität des international längst bekannten Klangkörpers nun auch an der Spree, als Auftakt einer DDR-Tournee, zu erleben. Neubrandenburg steht auf dem Reiseplan, Rostock, Schwerin, Hoyerswerda und Potsdam ebenso. Ein Kammerorchester wie andere auch? Oder was macht den besonderen Reiz gerade dieses aus? Zum ersten wären da Vielfalt und Wandelbarkeit des Klanges zu nennen. Die gesamte Ausdrucksskala kammermusikalischer Möglichkeiten steht auf Abruf zur Verfügung. Transparenz und Genauigkeit der Bach-Interpretation (Konzert E-Dur für Violine und Streichorchester BWV 1042), melodiöse Beschwingtheit bei Dvořák (E-Dur-Serenade op. 22) oder kontrollierte Wucht in Wilhelm Georg Bergers „Epos" für Streichorchester. Sie lassen sich auf kein eng umgrenztes Profil festlegen, diese Musiker aus Rumänien. Die Mitglieder des Bukarester Kammerorchesters sind ausgewählt unter über zweihundert Angehörigen des großen philharmonischen Orchesters der rumänischen Hauptstadt. Nur wer seine Nase durch Könnerschaft heraussteckt aus dem Musikerheer wird als Kandidat fürs Kammerorchester in Erwägung gezogen. Zunächst auf Probe. Wird er sich einfügen in das Klangfiligran des Ensembles? Kann er diszipliniert mitspielen und zugleich seinen solistisch-individuellen Beitrag einbringen? Ausgesuchte Leute, diese Bukarester. Die sich mit einem ausgesuchten Repertoire hierzulande einfanden. Eben Bach, Mozart, Haydn, Dvořák. Sie brachten aber auch etwas mit, was in der DDR bislang nicht gehört wurde: Werke zeitgenössischer rumänischer Komponisten, die sich getrost jedem internationalen Vergleich stellen können. So erklang in Berlin unter anderem Doru Popovicis „Codex Caioni", eine Orchestrierung ältester rumänischer Folklore, die durch Ion Caianu (1629–1687), einen Geistlichen aus dem ehemaligen Fürstentum Transsilvanien, aufgespürt und aufgezeichnet worden war. Diese Suite alter Lieder und Tänze Tanssilvaniens mit ihrer verhaltenen Schwermut und sanften Leidenschaftlichkeit zeigt zugleich einen zentralen Schaffensgrundsatz gegenwärtigen Komponierens in Rumänien auf – die tiefe Bindung an die reiche, jahrhundertealte Folklore, aus der heraus temperamentvoll – melodisch, aber eben auch experimentierfreudig musiziert wird. Nicolae Iliescu, Gründer und Leiter des Kammerorchesters – er ist auch Konzertmeister der Bukarester Philharmonie: „Die Folklore gehört zum Gedächtnis eines Volkes. Nur darf man sie nicht einfach konservieren. Jede Generation muß sie für sich neu entdekken, erschließen, auf ihre Brauchbarkeit fürs Heute hin abfragen!" Popovici (geb. 1932) ist einer von vielen Gegenwartskomponisten, die ihren festen Platz im Konzertprogramm des Ensembles haben. Jetzt schaut man nach weiteren aus: zu den im Herbst stattfindenden „Tagen der DDR-Kultur in Rumä-

nien“ sollen junge DDR-Komponisten gespielt werden. Gemeinsame Rundfunk- und Schallplattenproduktionen stehen ins Haus. Iliescu: „Einziges Auswahlkriterium ist die Qualität. Zugleich spielt natürlich das große Interesse eine Rolle, das unser Publikum an der kulturellen Entwicklung Ihres Landes hat, schließlich ist die DDR als Bewahrer großer deutscher musikalischer Traditionen weltbekannt. Als nächstes erwarten wir mit großer Freude das Kammerorchester Halle bei uns in Bukarest.“
Das Kammerorchester der Bukarester Philharmonie – nun kennen wir es nicht mehr nur vom Hörensagen. Gehört und für ausgezeichnet befunden. Da capo also, denn das ist auch rumänisch und bedeutet in unserem Falle: bitte gerne noch einmal und bald wieder!

Jürgen Geitner

Nina Rücker beobachtete das Orchester um Nicolae Iliescu (im rechten unteren Foto, links) vor dem Auftritt.

Andrej Sobol wurde 1888 in Saratow an der Wolga geboren, „ein Jude in Rußland", „in qualvoller Liebe zu seinem Land". Er durchleidet Not und Schmerz wie kaum ein anderer; Ilja Ehrenburg schreibt in seinen Memoiren: „Sobol war kränklich, ein Mensch von überempfindlichem Gewissen, gut, weich." 1926 setzt Sobol nach mehreren Versuchen seinem Leben ein Ende – im gleichen Jahr erscheinen erstmals seine Gesammelten Werke mit dem Vorwort „Tagebuch eines entblößten Herzens". Fritz Mierau, Herausgeber des Erzählbandes „Die Fürstin" für den Buchverlag Der Morgen, bezeichnet ihn in seinem Nachwort als einen Romantiker der Revolution. Wir stellen die Titelgeschichte in der Übersetzung von Marga Erb vor.

Andrej Sobol

Die Fürstin

Die Zeit – das Jahr 1920. Der März, obwohl südlich, noch immer ein einziges Schneechaos.

Der Ort – ein früherer Eisenbahndienstwagen; zwei Abteile sind demontiert, und es ist eine Art Salon entstanden, halb Speiseraum, halb Feldkanzlei.

Mein Gastgeber – der Kommissar des Militärbezirks.

Hinter uns – geschlagene Freiwilligentruppen; auf der Flucht zum Meer, zu den englischen Schiffen.

Vor uns – Banditengruppen, an welchem Abschnitt auch immer: ungewiß bleibt, wo und wann die zerstörten Gleise uns Stop! zurufen werden.

Ich bin eine zufällig ins Gedränge der Militärmäntel, Rapports und MG-Gurte geratene Zivilperson.

Hinten wird geschossen und getötet, vorn wird geschossen und getötet werden – und zwischen dem Gestern und dem Morgen verfolge ich den Lauf der Minuten und Stunden und orakle, einer alten Jungfer ähnlich: Paar oder Unpaar, Tod oder Moskau.

Mein Gastgeber bestimmt den Weg, ich vertraue mich dem Weg und seiner festen Hand an, einer Hand, die mich aufgefischt hat wie einen Holzspan.

Also: Ich befinde mich in einem Strudel.

Bis zum Abend klappert im Waggon eine Underwood – ich begreife nicht, wie, auf welche Weise alle unsere Schriftstücke befördert werden, weiß nicht, wem sie mein Gastgeber diktiert: ringsum nur Schnee, Banditen, tote Haltepunkte, zerfetzter Telegrafendraht.

Ich verstehe vieles nicht.

Und vor allem ihn nicht – meinen Herrn.

Irgendwann hat er hauchzarte Verse auf eine herrliche, nicht existente Liebe geschrieben.

Die zweite Nacht unterwegs.

In der nullten Stunde hielt der Zug wieder an. Hinter den Fenstern eilige Schatten, schaukelnde Laternen in undeutlich erkennbaren Händen, im gelben Lichtschimmer Schnee, und wieder stockdunkle Nacht hinterm Fenster.

Ich weiß nicht, worüber die Stimmen stritten, wer es mit der Nacht aufnehmen konnte und wer in ihr herrschte – ich kehrte zu meiner Koje zurück.

Mein Gastgeber kam herein. „Schläfst du?"

Ich pflegte nicht zu fragen, aber schon an der Art, wie er sich am Tisch niederließ und zerstreut den kalten Tee aus der Kanne trank und das Glas ignorierte, erriet ich, daß er auch diesmal die Nacht über auf den Beinen gewesen war.

Und in dieser Nacht – der letzten seines Lebens (doch darüber ein andermal, später, wenn auch diese Geschichte an der Reihe ist) – setzte er sich zu mir und sagte, als hätten wir unser Gespräch nur für zwei, drei Minuten unterbrochen (das Gespräch aber führten wir vor gut anderthalb Wochen, ebenfalls nachts, als ich aus dem Bett als Geisel zu ihm gezerrt wurde): „Und hätte ich unterschrieben. Und hätte ich befohlen: Führt ihn ab. Ich weiß: Du wärst gelassen, ohne zu straucheln, gegangen. Du hättest keinen Deut gewankt. Und dich nicht einmal umgedreht, um zu sehen, ob ich dir nachschaue oder nicht, ob ich die Augen gesenkt halte oder nicht. Und das darum, weil du ein Gaukler bist. Du wärst gegangen und hättest für dich wiederholt: Dreh dich nicht um, dreh dich nicht um, zeig ihm, wie man sterben kann. In Wirklichkeit hättest du heulen und die Stiefel des Rotarmisten küssen wollen, wenn man dich nur freigelassen hätte. Aber du bist aus Teilchen zusammengeheftet. Darum dieses: Es-können-müssen. Wer jedoch aus allen seinen Teilchen..., wer sie alle zerschmolzen hat für..."

Die Kerze war am Erlöschen. Er wollte schon nach einer neuen Kerze langen, verschränkte dann aber die Hände hinterm Kopf.

Wir tauchten in Finsternis ein.

Schon lange weilt er nicht mehr unter den Lebenden, aber bis auf den heutigen Tag denke ich über eins nach: Warum nur, warum wollte er in jener letzten Nacht seines Lebens im Dunkeln sitzen – er, der das Feuer in allen seinen Erscheinungen, in allen seinen lodernden Verwandlungen heiß liebte.

„Wer sich über alle seine Teilchen erhoben hat... Nein, höre... Erinnerst du dich – du fragtest: Wo liegt der geheime Grund, wie soll ich ihn erkennen? Du warst hungrig. Ich gab dir vor allem zu essen. Ich antwortete dir nicht. Wie gierig du aßest; da verlorst du deine Teilchen aus dem Gedächtnis. Satt gegessen, hast du nach nichts mehr gefragt, du wolltest nur schlafen. Ich deckte dich mit dem Uniformmantel zu. Wie ich dich in früheren Jahren in unserem Zimmerchen auf der Rue Gazan zuzudecken pflegte, wenn du mir im Rausch zugeschrien hattest: ‚Ich will nach Hause, nach Hause.' Und nun bist du zu Hause. Und bist so hauslos. Und immer fragst du, wo der geheime Grund sei. Mein armer Gaukler, armer Degenschlucker! Du hast dich längst verschluckt und wiederholst doch ohne Unterlaß:

Meine Klinge funkelt und die Feder am Hut.

Armer Kerl, dein Hut ist längst zu Fußlappen verarbeitet worden. Irgendwann wirst du sie an einem verwundeten Rotarmisten wiedererkennen, wenn du dich gerade über ihn beugen willst, um ihm Wasser zum Trinken zu geben. Der geheime Grund? Höre... Nebenan hinter der Wand schläft mein Gehilfe. Du wirst ihn morgen sehen. Die letzten Tage ist er nicht herausgekommen, er kränkelte an einer Grippe. Morgen steht er auf. Sieh ihn dir genau an... Nach meinem Bericht über ihn. Ich habe ein Recht, diese Geschichte zu erzählen. Dir will ich sie erzählen, meiner ‚ehemaligen Geisel', nackt und bloß. Hörst du zu?"

Und seine Hand legte sich auf meine Hand, leicht und schwer zugleich.

So legt sich die Liebe auf die Seele.

So legte sich mein Land auf mich, mein Rußland.

Er erzählte: „Morgen, wenn du ihn siehst, wirst du begreifen, warum man ihn längst den ‚Ataman' getauft hat, schon 1908, als er ein ganzes Regiment hinter sich her führte – ein gewöhnlicher Soldat, Schlosser aus Motowilicha. Ach, offenbar gibt es im Ural anderes Korn und andere Luft. Daß dort solche Schultern und solche Herzen heranwachsen. Und du wirst begreifen, daß dieser Mann selbst eine neunjährige Zwangsarbeit wie nebenbei durchstehen konnte und zwei mißglückte Fluchten, blindes Auf-und-davon in die Taiga, vor den Augen der Konvoisoldaten, mit wilden Auspeitschungen im nachhinein; und die Zuchthäuslerarbeit, monatelang, auf der Amur-Kolesucha, knietief im Wasser. In der Zwangsarbeit erlebte er wiederholt den Tod von Menschen, die ihm nahestanden. Als sie ihn stäupen wollten – nahm er als erster Gift. Er schluckte Morphium, stumm in seinem Winkel auf der Pritsche, und blieb am Leben, nachdem er gut zwei Wochen dort gelegen hatte. Stand auf – und wieder hatte er diese Hartnäckigkeit, diesen unbändigen Willen. Alle beugten sich – nur er nicht. So standen zwei Kräfte gegeneinander: er und der Zuchthausleiter. Der eine drückte mit Macht, der andere ließ sich nicht unterkriegen. Ein wahrer Zweikampf tobte auf Leben und Tod. Unausweichlich mußte einer von ihnen erliegen. Und es rettete ihn nur die Märzrevolution vor dem wahrscheinlichen Tod auf dem Zuchthaushof, im Morgengrauen, zwischen zwei Pfählen. Rote Fahnen empfingen ihn in Tschita, den roten Fahnen weihte er sein Leben. Stets war er schweigsam, doch immer war er vorn. Zum Reden überließ er andern den Platz, zum Handeln beanspruchte er die gefährlichen Plätze für sich. Die ganze Zeit hatte ich den Eindruck, dieser Mensch könnte weder weinen noch lachen. Ich beneidete ihn, aber irgendwo in der Tiefe meiner nicht ausgemerzten uralten Teilchen erschauerte ich: Wie! – Keine Tränen, kein Lachen? Eine Abstraktion, von breiten Schultern eingefaßt? Eine nackte Idee, eingezwängt in einen mächtigen Brustkäfig? Für viele Monate schweißte uns das Schicksal zusammen. Danach trennten wir uns, um von neuem aufeinander zu stoßen. Und doch wußte ich nicht, ob er Angehörige, Freunde hatte, ob sein Vater, seine Mutter am Leben wären. Übrigens, hätte er in meiner Gegenwart ‚meine Mutter' gesagt – ich hätte wohl einen Luftsprung vollführt. Es gibt Menschen, die ein Bild von sich erwecken, das sich mit dem Wort Mama nicht vereinbaren läßt. Sie müßten sagen: Ich habe keine Mutter, mich hat eine fremde Tante zur Welt gebracht. Wer hatte ihn in jenem finsteren Nadelwald geboren, aus dem er irgendwann herausgetreten war an den Waldessaum?

Und während der acht Monate hörte ich nicht, daß er auch nur einmal gelacht hätte. Von Tränen gar nicht zu reden: Es weinte die Erde, in Tränen schwammen Dörfer, Städte, doch er weinte nicht. Und das erstaunlichste war: Er war nicht grausam. Damals vertrockneten die Herzen wie die Rinden der vergessenen Brotration eines Soldaten. Mit zusammengebissenen Zähnen lernten die Menschen, mit ihrem Ja und Nein wie

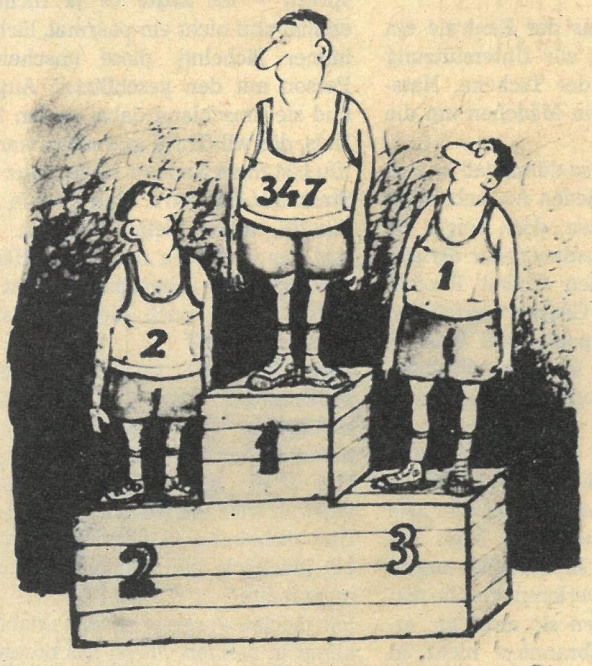
mit dem Schwert niederzuhauen. Die kleinen Schmächtigen, Sommersprossigen stützten sich brutal auf das Gesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn.
Er jedoch – mit krausem Haar, zwei Köpfe größer als alle andern, breitbrüstig, wie der Recke in der freien Steppe gezeichnet wird – hielt schweigend, ja, schweigend, auf eine nur ihm eigene Art alle Grausamkeiten von sich fern, es war, als wagten sie sich nicht an ihn heran.
Und einmal sah ich, wie er in einer kleinen jüdischen Siedlung, die wir nach den Weißen erreichten, an der Leiche eines rotblonden Mädchens stehenblieb, das von den entflohenen Freiwilligen vergewaltigt und getötet worden war.
Sie lag neben dem Brunnen, in zerfetztem Hemd; auf ihrem nackten Leib kribbelten goldschimmernde Fliegen herum. Er stand eine Weile da, dann streifte er langsam den Mantel ab, bedeckte das Mädchen damit und trug es in die nächstgelegene Hütte. Beim Hineintragen wurde sein Gesicht grau und veränderte sich so, daß ich erstmals in diesem Moment erfuhr, wie ein lebendiges menschliches Gesicht versteinern kann.
Einige Stunden später wurden zwei Marodeure zum Erschießen an ihm vorbeigeführt, und er wandte sich nicht einmal um, als einer von ihnen heulend die Eskorte um Gnade anflehte.
Als wir die Stadt W. besetzten, bestimmten wir den Ataman zum Vorsitzenden der Tscheka. Stumm fügte er sich der Ernennung. Er schwieg wie stets. Und ohne überflüssige Worte siedelte er von den nassen Fluren, den Nachtlagern auf bloßem Erdboden, ins Arbeitszimmer der sinnlos reichen herrschaftlichen Villa über.
Der Tod mähte die Menschen, auf der blutigen Heimatflur fielen sie wie Ähren im Sturm, und wie auf einem Rain zwischen zwei Feldern ging er seinen Weg zwischen Leben und Tod und beugte sich nicht.
Bald darauf traf aus der Zentrale ein neuer Genosse ein, zur Unterstützung unserer Arbeit in der Tscheka, Natascha Toropowa – ein Mädchen um die fünfundzwanzig.
Sie war mager und so dünn, daß es aussah, als könnte sie jeden Augenblick in der Taille zerbrechen, doch zeigte sie sich stärker und ausdauernder als alle andern. Als wir den Oberst Prachomenko und seine Gruppe verfolgten, legte sich die Toropowa zwei Wochen lang kein einziges Mal zum Schlafen nieder. Sie deckte sogar eine Verschwörung auf.
Eine unscheinbare Person. Sie war nicht hübsch, hatte leicht geschlitzte Augen und wirkte so unscheinbar wie der Aschenbecher auf dem Tisch des Tschekachefs. Aber sie brauchte nur zu lächeln, und schon verloren wir alle den Kopf: Wir himmelten sie nicht an, erglühten nicht, entbrannten nicht in männlichem Feuer, sondern verloren eben den Kopf.
Ihr unverhofftes Lächeln griff ebenso unverhofft an und raubte einem die Möglichkeit, zu überlegen, zu begreifen, zu erraten, für das Unverständliche eine Erklärung zu suchen.
Der Mensch verlor den Faden – er hörte auf sich zurechtzufinden.
Und eines Tages wußte ich: Als erster würde der Ataman seinen Faden verlieren.
Ich war noch imstande zu überlegen: Die anderen hatten es längst verlernt.
Und sie fanden sich.
Das alles spielte sich vor meinen Augen ab – und ich sah: Der Ataman verging vor Liebe, all seine unverbrauchte Liebe, all seinen verborgenen Hunger nach menschlichem Glück nistete er auf den unter schrägen Augen lächelnden Lippen ein.
Wenn ich die Augen schließe, sehe ich die beiden in fieberhafter, angestrengter Arbeit. Und zu zweit für sich allein – seine Hand, in der sie bequem Platz fand, und ihr winziges Händchen, das stets mit violetten Flecken vom Tintenstift besät war wie bei einer Gymnasiastin, nur daß das weiße Schürzchen fehlte, den über die Schulter geworfenen kastanienbraunen Zopf –, wenn es ihnen glückte, hin und wieder auf dem Wachstuchsofa in dem Hotelzimmer des ehemaligen Adelshofes ein Stündchen auszuspannen.
Ich schließe die Augen – und höre, wie der Ataman singt.
Fast ein Jahr hatte ich Seite an Seite mit ihm gelebt, dem Tod ins Angesicht geschaut – und ich hatte nicht gewußt, daß der Ataman singen konnte, daß er das selbst in der Knechtschaft freie russische Lied liebt.
Sie aber brachte ihn am fünften Tag zum Singen.
Ich höre noch, wie sie ihn bat, sie dehnte dabei träg die Worte: ‚Ich liege hier und ruhe mich aus, und du singst mir mein Lieblingslied.'
Und dieses Lieblingslied war das Lied von Stenka Rasin, von der persischen Fürstin, vom Ataman, der zum Weibe wurde…
Ich will und will nicht daran denken, aber ich höre noch, wie sie zu ihm sprach – sie sagte es ja nicht nur einmal und nicht ein paarmal, lächelnd, immer lächelnd, diese unscheinbare Person mit den geschlitzten Augen –, und sie umschlang dabei seinen festen Hals, der willfährig geworden war.
‚Du bist mein Ataman. Mein, ganz mein. Stark bist du, stark. Und ich bin deine Fürstin, deine kleine Perserin. Ganz und gar in deinen mächtigen Händen. Aber ich weiß sicher: du verwirfst mich nicht, verläßt mich nicht. Liebst du? Liebst du mich?'
Dies stets nachts, tagsüber, zu den Arbeitskollegen, sprach sie in kühlem, sachlichem Ton: ‚Das ist zu nichts nutze! Nehmt euch ein Beispiel an ihm. Das ist ein Arbeiter. Nur mit solchen wie ihm wird die Revolution siegen.'
Und lächelnd – wieder lächelnd: ‚Ich bin glücklich, daß ich mit ihm zusammenarbeite.'
Ich möchte vergessen, aber unablässig klingt in meinen Ohren das brennende Hexengeflüster auf dem Fluß, des Nachts im Boot – die Schlitzäugige liebte den schnellen Lauf des Bootes den dunklen Fluß hinab und liebte es, beim Kentern in die Arme des Atamans zu sinken. Sobald eine ruhige Nacht nahte und nichts Dringendes zu erledigen war, nahm sie den Ataman an der Hand, und fort ging es zum Boot – mit unerschöpflichen Zauberworten. Zauberworten, die mir später wild und ungeordnet wiedererzählt wurden, an jenem unauslöschlichen Julitag, zwei Tage nach seinem unerklärlichen Verschwinden, als er, der Held aus der Byline, wie ein mit Kehricht vollgestopfter Sack in mein Zimmer gestürzt kam.
Und dies waren ihre Zauberworte: ‚Du bist stärker als alle. Ich liebe deine Lokken. Ich liebe deine grauen Augen. Laß sie Blitze aussenden, Geliebter. Auch wenn ich mich fürchten sollte. Lieber, du Lieber. Du bist aus dem alten Lied zu mir gekommen. Wie süß, an deiner Brust zu liegen und so dahinzusegeln, mit dir dahinzusegeln. Ich liebe deine Hände. Vor dir sind alle wie graue Spatzen.'
Ende Mai begannen sich auf der rechten Uferseite die Weißen zu regen – die Ausbrüche folgten dicht aufeinander. Am sechsundzwanzigsten nahmen sie die Stadt B. in Besitz. Am neunundzwanzigsten wurde sie von den Unsrigen zurückerobert, die Weißen kamen nicht einmal dazu, ordentlich abzuziehen. Und so fiel den Unsrigen unter anderem Strandgut ihr gesamter Nachrichtendienst mit allen Akten in die Hände.
Am dreißigsten aber rief man den Ataman an die Direktleitung. Es dämmerte schon. Natascha verhörte im unteren Stockwerk die Festgenommenen, und der Ataman ging allein in den Apparateraum. Kurz, schnell klopfte der Stahlstift, tief beugte sich der Kopf des Atamans, tiefer und tiefer hinab zu dem weißen, wahnsinnigen Band, zu den schrecklichen, schwarzen, irrsinnigen Buchstaben: ‚Auf Grund abgefangener Dokumente… unumstößlich fest… daß… Agent Natascha Toropowa…

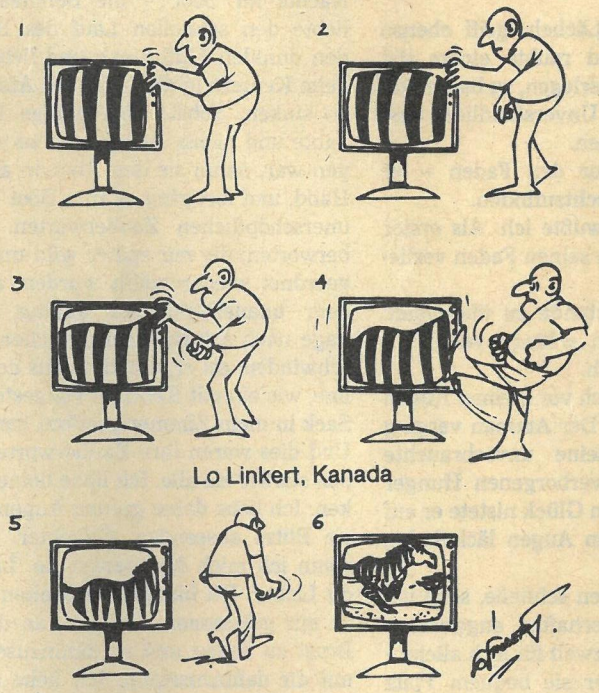
Fortsetzung auf Seite 41

Illustration: Sabine Seidemann

HUMOR ★ Zum Gabrowohlsein!

Zwetan Pavlov, VR Bulgarien

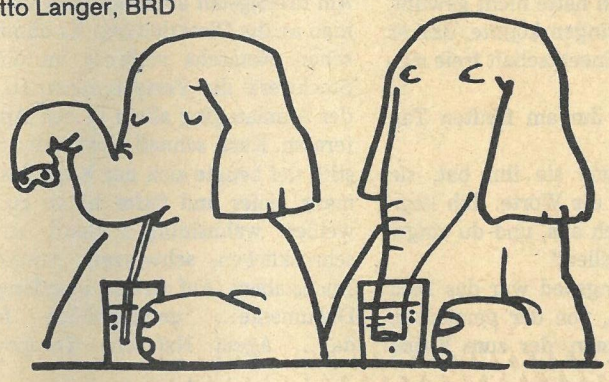




Lo Linkert, Kanada

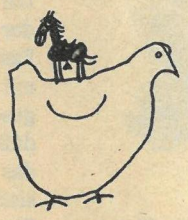
Lubomir Lichy, ČSSR

Otto Langer, BRD



Nach Gabrowoer Art

Eine Einwohnerin von Gabrowo traf auf der Straße einen ihr bekannten Arzt und versuchte, von ihm ein Rezept umsonst zu bekommen. „Doktor: Ich fühle mich schlecht. Ich habe keinen Appetit, und mir ist schwindlig. Sei so gut, stell mir ein Rezept aus." „Mit Vergnügen", sagte der Arzt, der ebenfalls aus Gabrowo war, „aber erst mach dich frei, damit ich dich untersuchen kann."



Das erfüllte Gelübde

Ein Gabrowoer lag krank darnieder. Eines Tages stand er auf, kniete vor dem Heiligenbild nieder und tat ein Gelübde: „Wenn du mich wieder gesund werden läßt, mein Gott, will ich mein Pferd verkaufen und dir für das ganze Geld Kerzen anzünden." Bald wurde der Mann wieder gesund. Jetzt hieß es, sein Gelöbnis zu erfüllen. Er dachte lange nach. Er steckte ein Huhn in den Sack, nahm den Wallach am Zügel und ging zum Markt. „Ich verkaufe mein Pferd für zwei Lewa", rief der Gabrowoer. „Aber ich verkaufe es nur zusammen mit dem Huhn, und das kostet 200 Lewa", fügte er hinzu. Nachdem er Pferd und Huhn verkauft hatte, stellte er in der Kirche für zwei Lewa Kerzen auf – den Preis für das Pferd.

Glück gehabt

Ein Gabrowoer machte sich auf den Weg zum Lebensmittelgeschäft. Den ganzen Weg über dachte er darüber nach, ob er ein Kilogramm Oliven oder ein halbes kaufen sollte. Im Laden verlangte er: „Ein Kilogramm Oliven." – „Ich kriege nicht mal ein halbes zusammen. Alles ausverkauft", antwortete der Ladenbesitzer. Der Gabrowoer seufzte erleichtert und dachte bei sich: Wie schade, daß ich nicht zwei Kilogramm verlangt habe.

Die goldene Mitte

Ein Gabrowoer kaufte Fisch. Der Verkäufer fragte, welchen Teil er ihm abschneiden solle. „Etwas vom Kopf und dann vom Schwanz. Und nun gib mir das Mittelstück."

Vorteilhaft

Der Sohn eines Gabrowoers hatte beschlossen, Chirurg zu werden. „Dummkopf, du. Werde lieber Zahnarzt", bemerkte der Vater. „Die Menschen haben nur ein Herz, aber 32 Zähne."

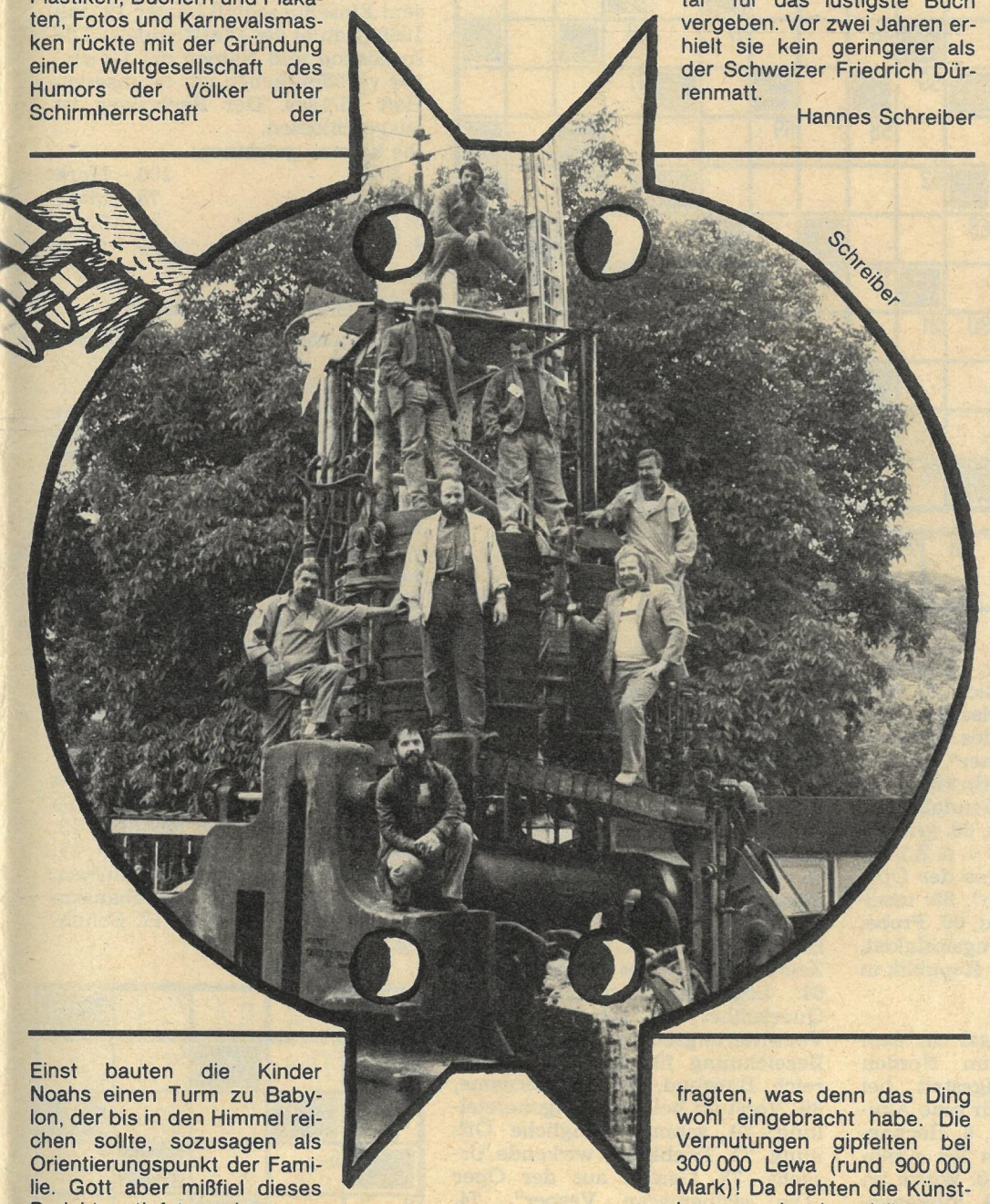
Eine Sünde,
die mich weckt,
ist mir lieber,
als eine Tugend,
an der ich
einschlafe.

H.-D. Schütt

Lachen hinter sieben Bergen

Die mittelbulgarische Stadt Gabrowo, gleich hinterm Schipka-Paß, feierte zum 15. Male das Festival des Humors und der Satire. Der „Louvre des Lachens" – die einzigartige Sammlung von Karikaturen, humorvollen und satirischen Gemälden und Plastiken, Büchern und Plakaten, Fotos und Karnevalsmasken rückte mit der Gründung einer Weltgesellschaft des Humors der Völker unter Schirmherrschaft der UNESCO in die Nähe der Museen von Weltrang. 142 000 Kunstwerke lagern in den Magazinen. Ein „Humor-Computer" wird künftig den Kontakt mit 17 000 Künstlern in 153 Ländern halten. Das Haus an der Jantra, das Direktor Stefan Fortunow und sein Kollektiv mit Fortune aufgebaut haben, ist für die 200 000 internationalen Besucher ebenso eine Entdekkung wie für zahlreiche prominente Künstler, Schriftsteller und Regisseure, die die Metropole des Humors nicht hinter den sieben Bergen des Balkans vermutet hätten. Hier wird ein Charlie-Chaplin-Preis für den besten Lustspielfilm, der große Preis „Goldener Äsop" in der Bildenden Kunst und die Statuette „Hitar Petar" für das lustigste Buch vergeben. Vor zwei Jahren erhielt sie kein geringerer als der Schweizer Friedrich Dürrenmatt.

Hannes Schreiber



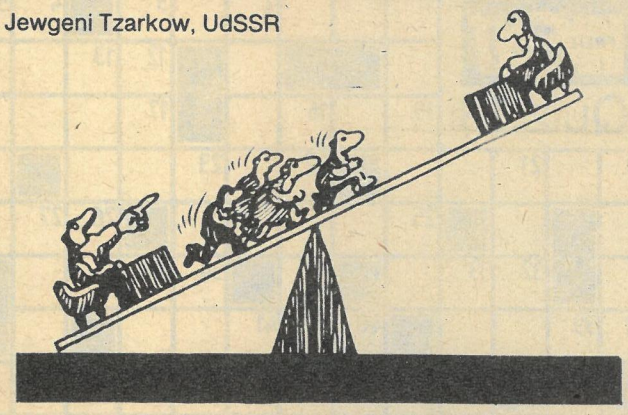
Einst bauten die Kinder Noahs einen Turm zu Babylon, der bis in den Himmel reichen sollte, sozusagen als Orientierungspunkt der Familie. Gott aber mißfiel dieses Projekt zutiefst, und er verwirrte die Sprache der Baumeister. So verliefen sie sich in alle Welt. Das babylonische Sprachgewirr aber blieb erhalten und ist in Gabrowo zu hören…

Einst hatten sechs Kinder Bulgariens, Absolventen der Sofioter Kunstakademie und anerkannte Maler, eine Idee und bauten die Grabowoer Variante des Urvaters. Sie hatten mehr Glück als die Alten, es fand sich ein Mäzen: der Sofioter Schrotthandel, der ihnen das Material schenkte.

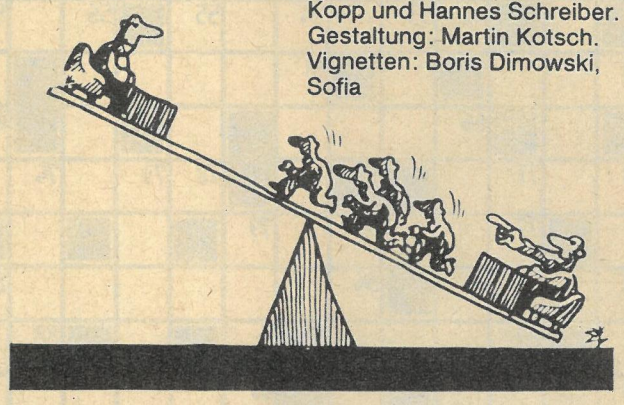
So entstand jenes Kunstwerk aus Schöpferfreude, Phantasie, Spaß und 50 Tonnen Schrott: Eisenräder, Heizungskessel, eine Schiffsschraube, ein Steinbrecher, Zahnräder und Teile einer Presse der Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik aus dem Jahre 1897! – Diesen Turm zu deuten, überlassen die jungen Künstler ihrem Publikum, der Lebenserfahrung, der Phantasie und dem Temperament… Kritiker fanden sich: Anonyme, die im Schatten der Nacht Wassergüsse aus den Fenstern niedergehen ließen (denn gleich neben dem Bauwerk ist ihr Parkplatz!), und solche, die Aufkleber anbrachten: „Baut für das Geld lieber was Nützliches!" Und Analytische, die fragten, was denn das Ding wohl eingebracht habe. Die Vermutungen gipfelten bei 300 000 Lewa (rund 900 000 Mark)! Da drehten die Künstler nur schweigend ihre leeren Taschen nach außen. Außer dem Beifall der Kollegen und dem Jubel der Kinder, die in der Kunst einen Abenteuerspielplatz entdeckten, wurde ihnen kein Honorar zuteil. Sie trugen alle Kosten, auch die des Transports. Die Zukunft dieser standfesten Burg ist höchst unsicher. Möglich, daß bis zum nächsten Festival schon alles demontiert ist. Kann doch sein, daß die Gabrowoer es eines Tages nicht mehr ertragen können, in die erwartungsvoll glänzenden Augen der Künstler zu sehen, wenn irgendwo an einer Kreuzung die Bremsen kreischen…

Karin Kopp

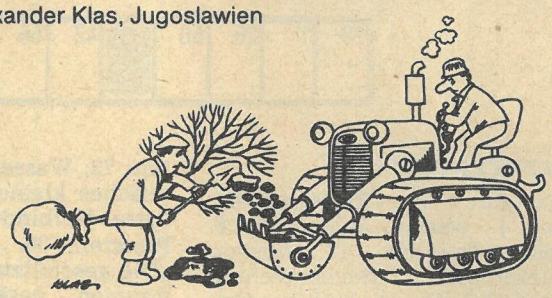
Jewgeni Tzarkow, UdSSR



Auf Gabrowos Katzenkopf-Pflaster wandelten Karin Kopp und Hannes Schreiber. Gestaltung: Martin Kotsch. Vignetten: Boris Dimowski, Sofia

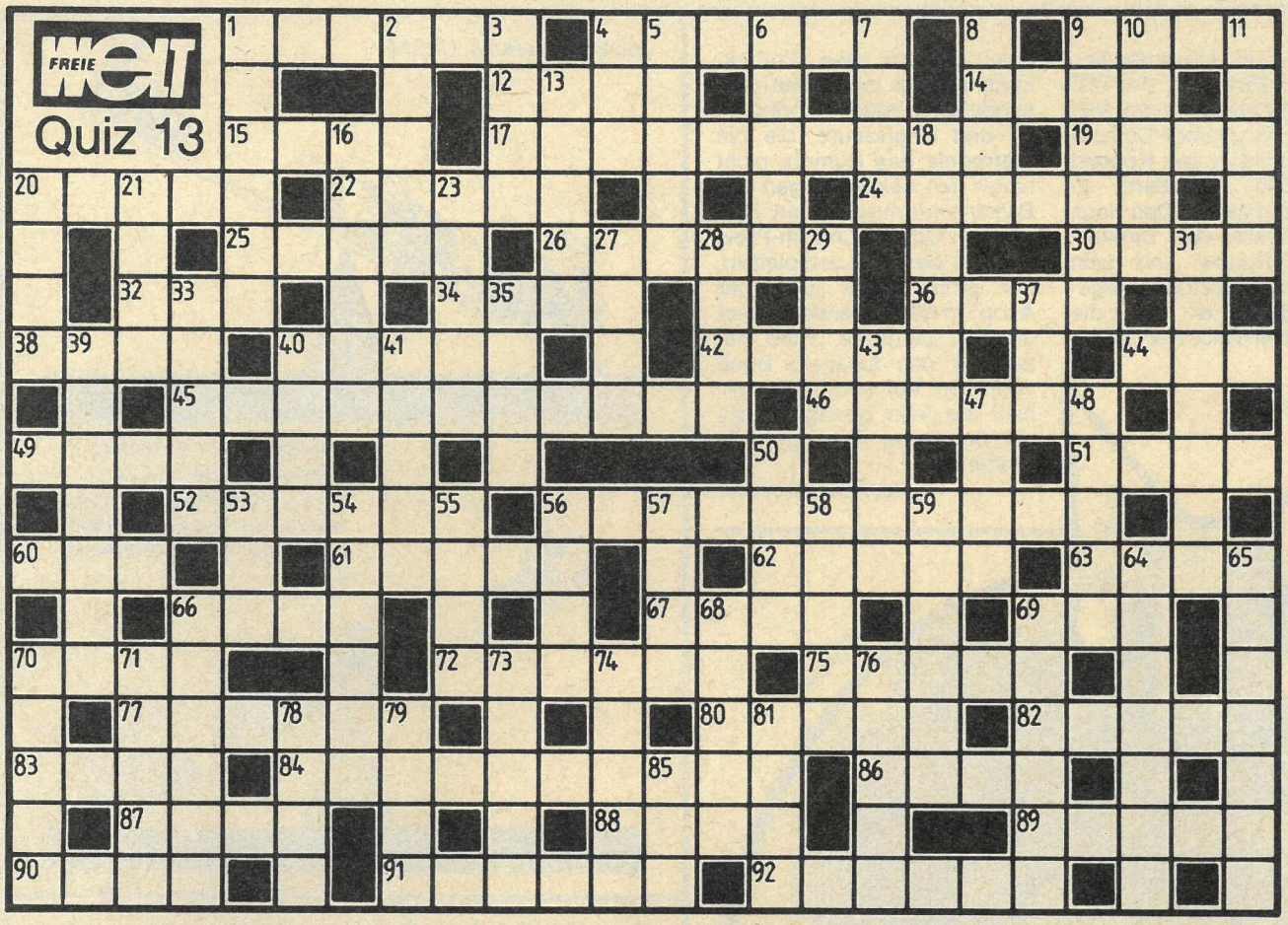


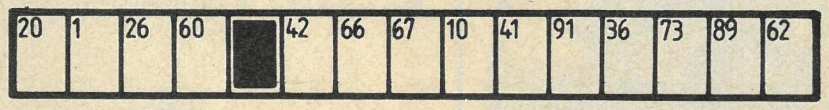
Alexander Klas, Jugoslawien



Turhan Seldschuk, Türkei

Alberto Enrique, Kuba





Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Erholungszeit, Ferien, 4. warme Jahreszeit, 9. Campingunterkunft, 12. System der elektronischen Rechentechnik der RGW-Länder, 14. Fluß zur Ostsee, 15. Stadt im Norden Ungarns, 17. Möbelstück für das Sonnenbad, 19. Tafelgemälde, 20. Schadenfeuer, 22. Hasenlager (weidm.), 24. Reduktionsteilung (Biol.), 25. Sohn des Agamemnon (griech. Sage), 26. Lehrer der Beredsamkeit im alten Griechenland, 30. Gestalt aus „Wallenstein", 32. polnischer Autor utopischer Literatur, 34. Gestalt aus der Märchenkomödie „Der Drache", 36. starres Rinder- oder Hammelfett, 38. Autor der Erzählung „Das bayrische Dekameron", 40. Republik im Osten Afrikas, 42. Blütenstand, 44. Ausstellungsgelände in Erfurt, 45. Kinderbetreuungsstätte in der schulfreien Zeit, 46. menschenähnlich aussehende Wurzel, der Zauberkräfte zugesprochen werden (Abergl.), 49. Laubbaum, Zitterpappel, 51. Gattung der Blattschneideameisen, 52. Fischereifahrzeug mit Maschinenantrieb, 56. Hautverletzung durch zu intensive Wärmeaufnahme, 60. Träger der Erbanlagen, 61. Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.), 62. Nasenlaut, 63. englischer Grafentitel, 66. Liebesgott (röm. Mythol.), 67. Tanz-, Jazzkapelle, 69. Nebenfluß der Saale, 70. Sammelbezeichnung für verschiedene Augenkrankheiten, 72. Wassersportler, 75. einheimisches kleines Raubtier, 77. kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten, 80. Autor des Romans „Die geschützten Männer", 82. von Bäumen gesäumte Straße, 83. Herrscherklasse im Feudalismus, 84. Urlauberunterkunft, 86. griechischer Dichter (315–240 v. u. Z.), 87. Schüssel, 88. Gestalt aus der Operette „Die Kinokönigin", 89. inselreicher See in Finnland, 90. Probe, Versuch, 91. Bewegungslosigkeit, 92. die Bewohner einer Republik in Südostasien.

Senkrecht: 1. Ostseeinsel vor dem Oderhaff, 2. Stadt im Norden Frankreichs, 3. Titelgestalt bei Gershwin, 4. Symbol für eine Aminosäure, 5. Speisefisch, 6. Hochgebirgs-Eisschnellaufbahn bei Alma-Ata, 7. engl.: Zimmer, 8. Wüste im Osten Zentralasiens, 9. Finkenvogel, 10. ungarischer Komponist und Dirigent (gest. 1893), 11. Titel des japanischen Kaisers, 13. Himmelskörper, 16. kleine Dummheit, 18. Pferdesportler, 20. Komponist der Oper „Lulu", 21. Schulsaal, 23. Stück aus natürlichem anorganischen Material, 27. Neigung, Schräglage, 28. alte Einheit des Luftdrucks, 29. Vorname der Arbeiterführerin Luxemburg, 31. Vermächtnisnehmer, 33. französischer Karikaturist (gest. 1982), 35. Männername, 37. Löwe (dicht.), 39. Rücksicht, Achtung, 40. kannenähnliches Gefäß, 41. elektrotechnisches Dämpfungsmaß, 43. im Altertum die römischen Plebejer in ihrer Gesamtheit, 47. Name eines Sees in der Sowjetunion, 48. Nähutensil, 50. Autor des Romans „Adel im Untergang", 53. SI-Einheit des elektrischen Widerstands, 54. Klatsch, Geschwätz, 55. Ölpflanze, 56. zeitkritisches Lied, 57. Mittelhülse von Rädern, 58. dem Zenit gegenüberliegender Punkt der Himmelskugel, 59. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes, 64. Legierung von Metall mit Quecksilber, 65. roter tropischer Verwitterungsboden, 66. andere Bezeichnung für das alte Königreich Burgund, 68. Männername, 69. Vorstufe bei der Indigoherstellung, 70. schmale längliche Öffnung, 71. Triebkraft, wirkende Ursache, 73. Gestalt aus der Oper „Die sizilianische Vesper", 74. österreichischer Komponist ungarischer Herkunft (gest. 1948), 76. Steppenart in Südamerika, 78. Säugetier, 79. Göttin der Zwietracht (griech. Mythol.), 81. Titelgestalt bei Erich Kästner, 85. Fluß in Peru.

Die Ferienzeit nutzen viele dazu, Ausflüge in die nähere oder weitere Umgebung zu machen. Ob nun von der Urlaubsunterkunft oder der Wohnung aus, es gibt eine Menge Möglichkeiten, etwas Interessantes zu entdecken. Die Lösung unseres heutigen Preisrätsels ist eine Sehenswürdigkeit im Stadtgebiet von Karl-Marx-Stadt, die einem Ortsteil ihren Namen gibt.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 13 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 19. Juli 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 16/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

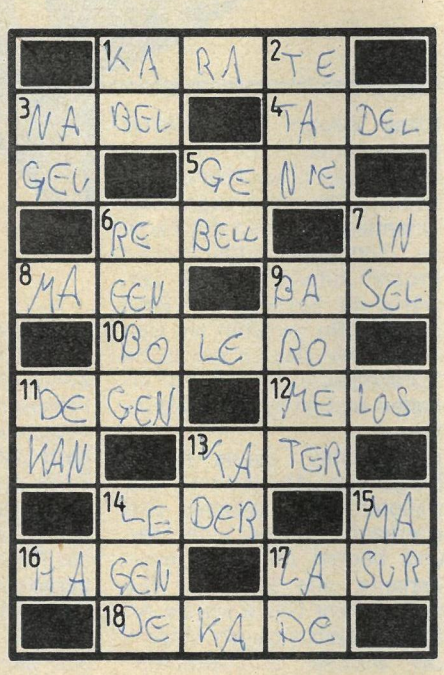
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. japanische Art waffenloser Selbstverteidigung, 3. Bauchnarbe, 4. Schulstrafe, 5. höchste schöpferische Geisteskraft, 6. Aufständischer, Aufrührer, 8. inneres Organ, 9. Stadt und Kanton in der Schweiz, 10. kurzes Damenjäckchen, 11. Fechtwaffe, 12. melodische Linie, 13. männliches Haustier, 14. gegerbte Tierhaut, 16. Vasall Gunthers (Nibelungensage), 17. durchscheinende Farbschicht, 18. Zeitraum von zehn Tagen.

Senkrecht: 1. isolierte elektrische Mehrfachleitung, 2. Krampfanfall bei erhaltenem Bewußtsein, 3. proletarischer Maler und Grafiker (gest. 1967), 5. Gekläffe, 6. Naturerscheinung bei bestimmter Witterung, 7. von Wasser umgebenes Land, 9. Gerät zum Luftdruckmessen, 11. Leiter einer Fakultät, 13. Stamm von Nachwuchskräften, 14. Zeichenerklärung auf Landkarten, 15. DDR-Dirigent, Gewandhauskapellmeister (geb. 1927), 17. Schubfach.



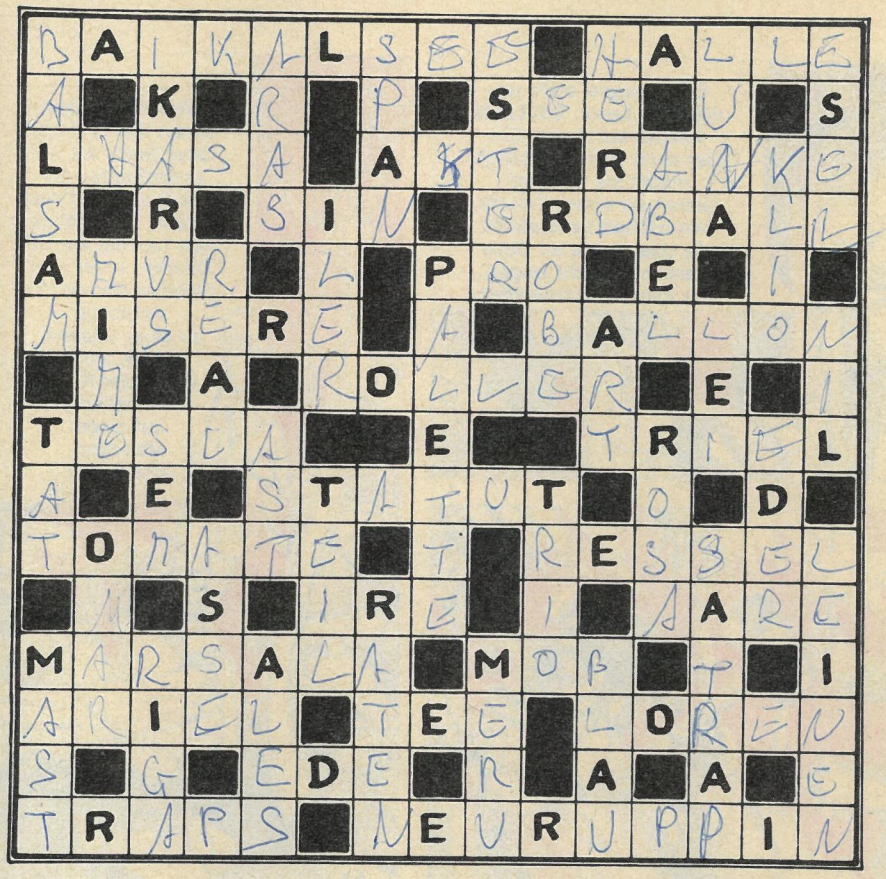
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



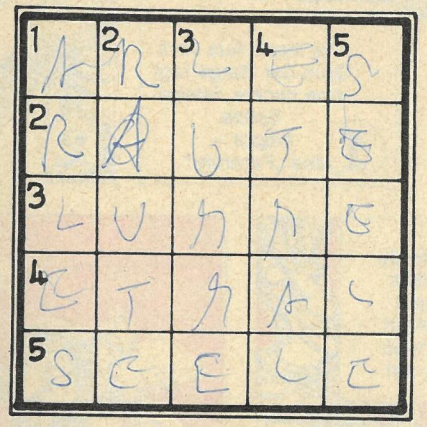
Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Nebenfluß des Rheins, 2. norwegischer Mathematiker (gest. 1829), 3. Bühnenaufzug, 4. Stadt in Südfrankreich, 5. Strom im Fernen Osten, 6. Nebenfluß der Kura, 7. ein Uranusmond, 8. Gattung, Sorte, 9. Spitzensportler (Mz.), 10. Baumteil, 11. Gewässer in der UdSSR, 12. mit Gas gefülltes Luftfahrzeug, 13. Gemisch von Harzen und ätherischen Ölen, 14. Farbe, 15. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 16. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 17. Globus, Weltkugel, 18. Lasttier, 19. chemische Verbindung, 20. Bezirk der DDR, 21. Kochgerät, 22. Sohn des Dädalus (griech. Sage), 23. Schabeisen der Kammacher, 24. Nordwesteuropäer, 25. Muse der Geschichtsschreibung (griech. Mythol.), 26. Schiefer, Fels, 27. Gewebe, 28. Hauptstadt von Tibet, 29. italienische Schauspielerin, 30. Mondgöttin (röm. Mythol.), 31. Stadt auf Sizilien, 32. intensives Fütterungsverfahren, 33. Vulkan in Tansania, 34. Schauspieler, 35. Jammer, Not, 36. Gesindel, Pöbel, 37. Stadt im Bezirk Potsdam, 38. Strom in Afrika, 39. Gestalt aus „Abu Hassan", 40. Kunstmalerutensil, 41. das Für, 42. Organ mancher Kletterpflanzen, 43. Teilzahlungsbeträge, 44. alte spanische Münze, 45. Erfinder der Schiffsschraube, 46. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 47. Richtergewand, 48. Kinderfahrzeug, 49. Farbton, 50. altpersischer Statthalter, 51. kleinster Bestandteil der Wortbedeutung, 52. Gewässer, 53. Winkelfunktion (Kurzz.), 54. Hobelabfall, 55. Satzung, Ordnung, 56. Handlung, 57. Aufgußgetränk, 58. Stück vom Ganzen, 59. kroatischer Physiker (gest. 1943), 60. Nachtschattengewächs, 61. Geruchsverschluß, 62. Regenpfeiferart, 63. Musikstück für drei Instrumente.

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen: 1. südfranzös. Stadt a. d. Rhône, 2. Heilpflanze, 3. entengroßer Meeresvogel, 4. Schiffstagereise, 5. Kabelinneres.

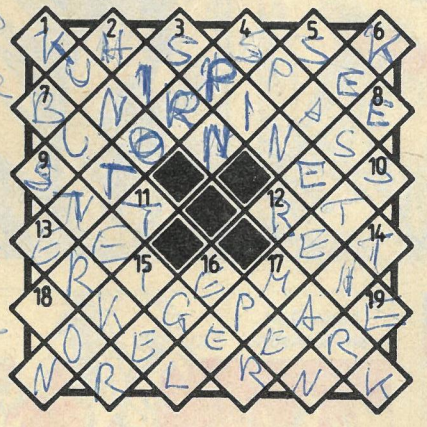


Vorsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils so ein Buchstabe vorzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:
Aster – Wein – Otto – Taler – Leite – Ecker – Rappe.

Bei richtiger Lösung ergeben die vorgesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ein Märchenland in einem Roman von Swift.

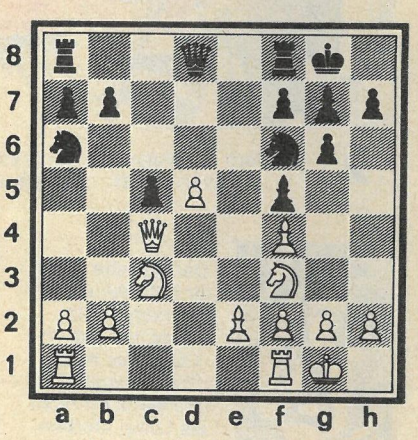
Schräge Reihen



Von der Zahl nach rechts unten: 1. Männername (Kurzf.), 2. Teil des Zentralnervensystems, 3. kastenförmiges kleines Cembalo, 4. Freude, Vergnügen (ß = ss), 5. Binnengewässer, 7. Plattfisch (norddt.), 9. technisch Verantwortlicher im Bergwerk, 12. Hufkrankheit (Vet.), 13. Schöpfer der ungarischen Nationaloper, 16. erzählende Versdichtung (Mz.), 17. Währungseinheit in Europa, 18. niederländischer Bildnismaler des 16. Jahrhunderts.

Von der Zahl nach links unten: 2. Bewegungslänge des Kolbens, 3. Winkelfunktion, 4. kleiner Heringsfisch, 5. innerer Drehimpuls der Elementarteilchen und Atomkerne, 6. englischer Schauspieler (gest. 1833), 8. System der elektronischen Rechentechnik, 10. Teil der Blüte, 11. Glied einer Formel, 14. deutscher Arzt und Landwirt (gest. 1829), 15. Tafelgemälde, 16. Stadt im Norden Ungarns, 19. Hausflur.

Gleiche Stellungen



Diese Stellung, der man in der 19. Partie des Revanchematches A. Karpow–G. Kasparow 1986 in Leningrad begegnete und in der der Titelträger (Kasparow, mit Schwarz) nach 12. ... Te8 und scharfem Kampf im Mittelspiel unterlag, stand auch in der Partie A. Drejew–A. Semenjuk bei der Meisterschaft der Streitkräfte der UdSSR in Moskau im gleichen Jahr auf dem Brett. Es geschah:
12. ... Se8 13. a3 Sd6 14. Db3 Te8 15. Tad1 L:c3 16. L:a6 Lf6 17. L:d6 D:d6 18. D:b7 Tab8 19. Dc6 Ted8 20. Tfe1 Kg7 21. Lb7 L:b2 22. a4 c4 23. Sd4 L:d4 24. T:d4 Db4 – 0:1.

Auflösungen aus Heft 12/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Gebiet (65), Literatur (1), Adel (29), Ulster (20), Ufer (47), Spat (38), Korn (21), Laute (92), Desna (64), Habit (90), Esse (6), Erle (33), Atair (67), Spalt (78), Ilse (88), Ata (28), Welk (57), Knie (18), Illes (71), Gera (8), Elend (32), Sue (84), Oran (56), Reife (91), Remis (51), Tabu (43), Ree (13), Unter (39), Emet (74), Ideal (85), Ball (22), Lust (2), Run (82), Hebe (44), Gemme (61), Aston (89), Gran (17), Renn (68), Arena (48), Largo (63), Aland (54), Atta (37), Beta (9), Test (23), Engobe (70), Eule (3), Neusilber (15), Rakett (55).
Senkrecht: Grund (81), Basis (24), Taro (4), Leuna (52), Ilf (41), Errata (35), Auster (60), Ratte (12), Ekart (66), Elite (80), Pes (62), Rhein (87), Espe (72), Nelke (49), Basel (77), Sete (27), Iridium (40), Swissair (30), Algerien (5), Lien (73), Altertum (45), Assiette (25), Karin (36), Romulus (10), Era (53), Nebel (76), Ast (16), Trab (42), Ebene (58), Elena (14), Dune (34), Legat (7), Smog (79), Horde (86), Galan (26), Anlass (75), Tantal (50), Rubin (69), Nat (11), Natur (83), Rhone (46), Oleat (31), Teer (19), See (59).

Silbenkreuzworträsel. Waagerecht: 1. Signora, 3. Halo, 4. Dialekt, 5. Motor, 6. Made, 8. Manni, 9. Kader, 10. Tomate, 11. Kuba, 12. Gotik, 13. Marie, 14. Rakel, 16. Rabat, 17. Altstoff, 18. Telemark.
Senkrecht: 1. Silo, 2. Radiator, 3. Haschee, 5. Mode, 6. Manitoba, 7. Moder, 9. Kategorie, 11. Kura, 13. Makel, 14. Rabatte, 15. Impfstoff, 17. Altmark.

Wörter in Kreisen: 1. Kolone, 2. Rolle, 3. Reigen, 4. Ferne, 5. Arelat, 6. Datei, 7. Editor, 8. Kerbe, 9. Kornrade.

Umstellrätsel: Torte – Horen – Eiger – Mures – Spier – Ernte – Themse.

Nachsetzrätsel: Obers(t) – Kelte(r) – Karte(i) – Thale(s) – Rabat(t) – Andre(a) – Kante(n) – Tristan.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 10) aus Heft 10/1989

Waagerecht: 1. Babuschkin, 7. Last, 12. Esse, 14. Iason, 15. Bande, 17. Eimer, 21. Liege, 23. Medea, 25. Alter, 27. Oborin, 28. Wind, 29. Wega, 31. Ufer, 33. Arno, 35. Eger, 37. Gare, 39. Grabar, 42. Dan, 44. Etmal, 46. Bruch, 49. Asam, 51. Ire, 52. Laube, 53. Isere, 56. Ede, 57. Ist, 59. Emile, 60. Tiber, 62. Ina, 63. Klub, 66. Angel, 68. Tours, 70. Ale, 71. Disput, 74. Esel, 76. Asta, 79. Atze, 80. Idol, 83. Ulla, 84. Tara, 85. Arelat, 87. Egeln, 89. Terni, 90. Pulli, 92. Gaden, 94. Omega, 95. Atair, 96. Farad, 97. Odra, 98. TASS, 99. Radiosonde, 100. Mann.
Senkrecht: 2. Abbe, 3. Urne, 4. Chemie, 5. Kladde, 6. Newa, 7. Lei, 8. Siel, 9. Tartu, 10. Moore, 11. Bali, 13. Senegal, 16. Agenda, 18. Maar, 19. Song, 20. Bora, 22. Inari, 24. Enge, 26. Efeu, 30. Galan, 32. Reh, 34. Oase, 36. Rerik, 38. Ebbe, 40. Rasin, 41. Borte, 43. Nadir, 45. Tesla, 47. Remus, 48. Calau, 50. Mensa, 54. Eile, 55. Betel, 58. Tula, 61. Rolland, 64. Betrug, 65. Ideal, 66. Ali, 67. Grog, 69. Stan, 72. Poltawa, 73. Tataren, 75. Sund, 77. Strand, 78. Arioso, 81. Degas, 82. Legat, 86. Rial, 88. Lada, 89. Thar, 90. Peso, 91. Land, 93. Eos.
Lösung: Waldbrettspiel
Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Alfred Wolf, Falkenstein, 9704
2. Preis:
75,– M Klaus-D. Michael, Berlin, 1100
3. Preis:
50,– M S. Luth, Rostock, 2500
4.–8. Preis:
je 25,– M H. Doehler, Plauen, 9900; Irmgard Schneider, Senftenberg, 7845; Peter Stabeck, Wernigerode, 3700; Heinz Püschel, Altenberg, 8242; Georg Morch, Nordhausen, 5500.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

4 AUF DEM FESTLAND

Die Insel: Aus dem Grün der Berge ragt eine nackte, felsige Spitze empor – das „Fernrohr". 1

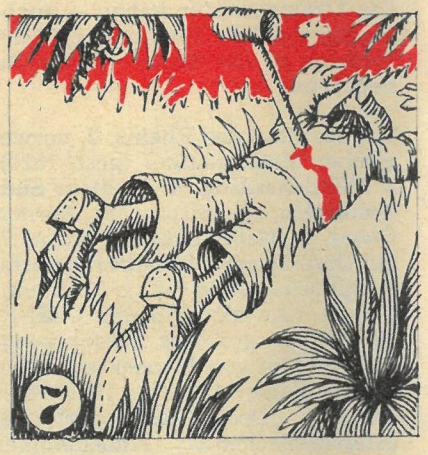
Die Meuterei steht unmittelbar bevor. Die Leute werden aufsässig. Die Gier nach dem Goldschatz macht sie tollkühn! Geben wir einem Teil der Mannschaft Landurlaub, die paar Leute an Deck werden es nicht wagen, den Kampf aufzunehmen. 2

Voller Freude kletterten die Seeleute über Bord. Als wir landeten, lag Silvers Boot noch weit zurück. Augenblicklich tauchte ich im Dickicht unter und pirschte mich dann vorsichtig zu einer Lebenseiche, unter der unser Koch beschwörend auf einen Matrosen einsprach: 3

Tom, wenn du deinen Hals retten und reich werden willst, schließ dich uns an!

Von fern ein Wutschrei, ein gräßliches Kreischen! Silver stutzt: „Schade um Alan!" 4

Der ehrliche Alan! Ihr habt ihn umgebracht! Nein, Silver, ich hab im Leben nie meine Pflicht vergessen und will auch nicht als Lump sterben. Hab mit euch Gesindel nichts zu tun! 5



6

Silver schleudert seine Krücke, deren Pfeilspitze Tom tötet. Ich rase davon. 8

Plötzlich steht ein zottliges Wesen vor mir. Fetzen einer Matrosenkleidung hängen ihm um den ausgedörrten Leib. Es stürzt auf die Knie, die Hände flehend erhoben. 9

Mein Gott, ein Mensch!

Ich bin Ben Gunn und war dabei, als Flint den Schatz fand. Dann gab's an Bord ein schreckliches Gemetzel. Billy Bones, Silver, Flint überlebten. Ich heuerte auf einem anderen Schiff an und erzählte den Jungs vom Schatz. Wir fanden ihn aber nicht, und zur Strafe setzte man mich hier aus... 10

Inzwischen habe ich den Schatz!

In diesem Augenblick krachte auf dem Schiff ein Kanonenschuß. Wir erstarrten beide... 11

Ein Kanonenschuß! Was bedeutet das?

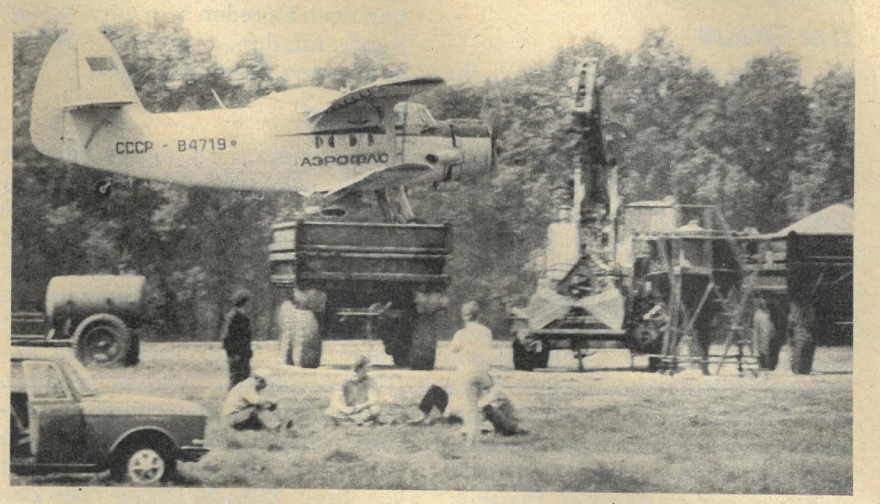
„Eine Meuterei", stotterte ich. „Flint ist tot, aber wir haben Leute von ihm an Bord, und sie sind in der Übermacht! Silver ist ihr Anführer! Ich muß sofort aufs Schiff!" 12

Frei nach dem gleichnamigen Roman von R. L. Stevenson, gezeichnet von Andrej Nekrassow aus Moskau.

Die „Anna" schafft's allein

Frank Vietze (im Foto links), Brigadier im Agrochemischen Zentrum Rhinow, Bezirk Potsdam, verabschiedete kürzlich seine fliegenden sowjetischen Kollegen: den Kommandeur Juri Medwejew (1. v. r.) und den Copiloten Sergej Tulin (2. v. l.). Über 19 000 Hektar hatten sie mit ihrer guten alten „Anna" unter die Flügel genommen und nach einem EDV-berechneten Plan den Stickstoffdünger auf die Getreide- und Futterkulturen verteilt. Nicht mehr wie früher „alles auf einmal", sondern in drei bis vier Gaben, besser dosiert, geradesoviel, wie die Pflanzen für den optimalen Wuchs brauchen, und kein Krümchen mehr, um die Umwelt nicht zu belasten. Rhinow, Rhinluch, Havelland. Wer denkt da nicht an nasse Wiesen, durchtränkte Felder. Kein Wunder also, daß die Bauern hier die Vorteile des Agrarfluges nutzen. Selbst in einem so trockenen Frühsommer wie diesem. „Der Einsatz aus der Luft, der ja nicht billig ist, rentiert sich trotzdem", erklärt Frank Vietze, der auf dem Mini-Flugplatz täglich Dutzende Starts organisiert. „Die Natur ist ihrem Jahresplan etwa zwei Wochen voraus, die Vegetationsperiode viel kürzer. So müßten eigentlich die Genossenschaften für Pflanzenproduktion schlagartig mit ihrer gesamten Technik anrücken, um die günstigsten agrobiologischen Termine einzuhalten. Der ganze Rummel ist aber nicht nötig, weil die AN-2 das allein schafft." Seit vier Jahren stehen vom Agrarflug-Betrieb der INTERFLUG gecharterte Maschinen und Besatzungen der AEROFLOT beim ACZ Rhinow unter Vertrag. Frank Vietze: „Juri, sein Copilot und Mechaniker waren bisher die Besten. Es wäre gut, wenn die Jungs aus Rjasan nächstes Jahr wiederkommen könnten. Bisher hat man uns immer wieder andere geschickt. Aber neue Piloten müssen sich jedes Mal erst wieder ‚reinfuchsen'." Und Juri? Das war sein dritter Einsatz in der DDR. Würde er auch ein viertes Mal kommen? „Gern, mir gefällt es hier. Wir verstehen uns prima, und das nicht nur bei der Arbeit, die übrigens sehr gut organisiert worden ist." Der AN-2-Kommandant wurde geboren, als der Agrarflug bei uns in den Kinderschuhen steckte. Die Jahresleistung der DDR damals, 1956, ganze 19 500 Hektar, bearbeitet Juri mit seiner AN-2 jetzt in einer Saison. „Heute", so Sieghard Boigk, Stellvertreter des Direktors für Agrarflug, „beackern wir bereits Millionen von Hektar aus der Luft. Wir düngen, bekämpfen Pflanzenschädlinge, pflegen und schützen den Wald. 4,1 Millionen Hektar wird unsere eigene Agrarflotte in diesem Jahr schaffen, zusätzlich 1,2 Millionen Hektar versorgen Piloten aus der Sowjetunion, Polen und Bulgarien." Nach dem prozentualen Anteil der von Flugzeugen bearbeiteten landwirtschaftlichen Nutzfläche steht die DDR gegenwärtig an 4. Stelle in der Welt. Langjährige Erfahrungen besagen, daß sich die Investitionen lohnen. Einsatz bei feuchten Boden- und Witterungsverhältnissen, Schonung der Ackerkrume – das sind nur einige Faktoren, die zur Folge haben, daß bei Getreide immerhin zwei bis drei Dezitonnen mehr vom Hektar zu ernten sind.

Volker Hempel (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)



VEB Kombinat Schiffbau

Informations- und Beratungszentrum
Barnstorfer Weg 52
Rostock
2500

VEB KOMBINAT SCHIFFBAU

Erfolg erfordert Erfahrung. Wir haben sie – DDR-Schiffbau!

Zur Lösung volkswirtschaftlich bedeutender Aufgaben benötigen wir dringend Spezialisten, Facharbeiter und ungelernte Arbeitskräfte.
Insbesondere suchen wir:

Schweißer
Stahlbauer
Schlosser
Facharbeiter für Werkzeugmaschinen
Elektriker
Maschinenbauer
Entroster/Konservierer
Hochdruckheizer
Stellagenbauer
Transportarbeiter

Wir gewähren:

- **gute Verdienstmöglichkeiten**
- **jährl. Treueprämie nach 2 Jahren der Betriebszugehörigkeit**
- **Jahresendprämie**
- **hochwertige Arbeiterversorgung**
- **Unterkunft in modernen Arbeiterwohnheimen**
- **vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung**
- **gute Qualifizierungsmöglichkeiten**

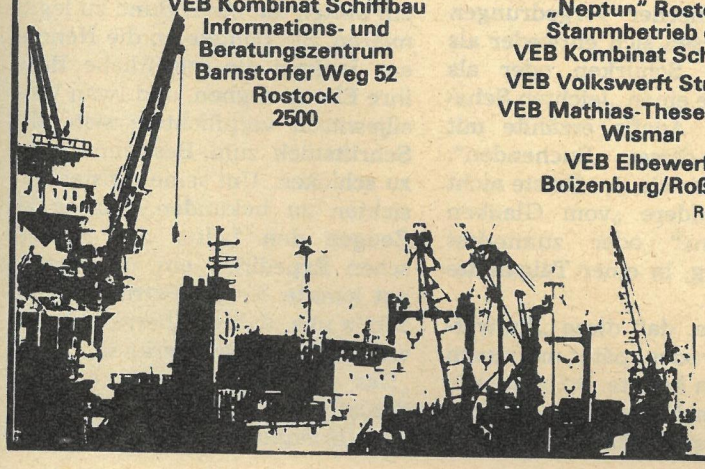
Ihre Bewerbung richten Sie bitte an:

VEB Kombinat Schiffbau
Informations- und Beratungszentrum
Barnstorfer Weg 52
Rostock
2500

oder an:

VEB Schiffswerft „Neptun" Rostock
Stammbetrieb des VEB Kombinat Schiffbau
VEB Volkswerft Stralsund
VEB Mathias-Thesen-Werft Wismar
VEB Elbewerft Boizenburg/Roßlau

Reg.-Nr. 3/I/89



Fortsetzung von Seite 35

Die Fürstin

Fürstin Murawlina... Verbindung mit General Rybelski... abgefangene Meldung von Toropowa-Murawlina... Organisationsplan... sicherstellen... angeordnet...'

Der Ataman riß das Band ab.

In sein Arbeitszimmer ging er, als gehorchte er dem Trommelführer einer Truppeneinheit – im Gleichschritt, – und nur für einen Augenblick stützte er sich mit dem ganzen Körpergewicht auf den Tisch, als Natascha, wie immer ohne anzuklopfen, hereinkam.

Und er, zum erstenmal nicht sie, sondern er schlug ohne Stocken vor, mit dem Boot zu fahren, eine halbe Stunde, zwanzig Minuten, solange das Kollegium noch nicht zusammentrat. Und er klagte nur über Kopfschmerzen.

Von der Tscheka bis zum Ufer waren es etwa einhundert Sashen – und einhundertmal lächelte die Schlitzäugige auf dem Weg.

Wie gewöhnlich fuhren sie bis zur Mitte hinaus, Natascha legte ihren Kopf in seinen Schoß. Wohl darum, weil sie zu ungewöhnlicher Stunde ausfuhren, wohl darum, weil sie vom Verhör ermüdet war, doch Natascha lag schweigend da.

Dann bedeckte sie ihre Augen.

Und eben da rief sie der Ataman leise an: ‚Fürstin!'

Sie lächelte.

‚Fürstin Murawlina...'

Sie stöhnte auf und glitt sogleich, mit den Ellbogen sich abstützend, hinab. Er preßte ihr mit der breiten, zu Eisen gewordenen flachen Hand den Mund zu, riß sie hoch. Und fester, immer fester preßte er ihren Mund und stieß sie mit voller Wucht weit von sich, hinunter ins Wasser.

Wo er die zwei Tage gesteckt hatte, fragte ich nicht. Doch ich erriet es: Der Fluß weiß zu erzählen, und ein schweigsamer Mensch kann zuhören.

An dem Tag, als er wieder auftauchte, traf ein Sonderbevollmächtigter ein, und er nahm den Ataman mit nach Moskau.

Wir begegneten uns etwa sechs Monate später an der Südfront. Ich befehligte ein Regiment, er war einer von tausend Rotarmisten meines Regiments. Er ging mir aus dem Weg, wandte sich stets ab. Doch einmal stieß ich direkt mit ihm zusammen: Es gelang ihm nicht, sich abzuwenden, und ich sah, daß seine grauen Augen nicht mehr..."

Im Korridor erhob sich Getrappel. Es klopfte an der Tür: „Genosse Kommissar, schnell!"

Und durch Nacht und Finsternis hallten ganz dicht neben uns Schüsse.

Und die Hand meines Gastgebers, die zusammengezuckt war, legte sich noch fester auf meine Hand.

So legt sich die unzerstörbare, unauslöschliche Liebe auf die Seele.

So hast du dich auf mich gelegt – mein Land, Rußland, Land von Eisen und Wachs.

● Im Januar erhielt ich von Agafja einen acht Seiten langen Brief. Auch diesmal war zuerst von den Kartoffeln die Rede. „320 Eimer voll habe ich gebuddelt. Das ist viel für einen allein…“ Sie schrieb, daß sie für die mitgebrachten Hühner einen kleinen Blockbau mit Öfchen gegen die Kälte aufgestellt habe, daß der Kater verschwunden sei und sie einen Ziegenbock geschlachtet habe. „Für die übrigen Ziegen ist Futter in Hülle und Fülle da. Dann hat Nikolai Nikolajewitsch Sawuschkin noch Heu und einen Hahn mitgebracht. Zuerst wollte der, wohl aus Schüchternheit, nicht krähen. Aber jetzt kräht er und beginnt, die Hühner zu jagen.“
Ausführlich beschrieb Agafja dann ein ungewöhnliches Ereignis.

Der Graue

Im November hatte sie durch ihr kleines Fenster gesehen, daß sich die Ziegen unruhig verhielten. Sie ging auf den Hof hinaus. Im Gemüsegarten, wenige Schritte von der Hütte entfernt, stand ein graues Tier. Ein Hund? Ein Wolf? Agafja griff nach dem an der Tür hängenden Gewehr und gab einen Schreckschuß ab. Das Tier blieb stehen. „Darauf zielte ich auf den Grauen, traf aber daneben.“ Doch der Vierbeiner lief noch immer nicht davon. Agafja war verdutzt, verbarrikadierte den Ziegenstall und beobachtete den Hof. Drushok, ihr Hund, den man ihr im vergangenen Jahr gebracht hatte, begrüßte den Gast aus der Taiga auf seine Weise. Er hatte versucht, ihn aus dem Gemüsegarten nicht auf den Hof zu lassen. Aber er verjagte ihn auch nicht. Nach ein, zwei Tagen liefen beide voller Eintracht über den Hof, lagen gemeinsam auf den von den Ziegen benagten Zweigen. Sie war überzeugt, daß es ein zugelaufener Hund sei, und schüttete ihm eine Schüssel gekochter Kartoffeln auf einen Baumstumpf im Garten. Er verschlang sie gierig. Nun lebten also zwei Hunde auf dem „Gehöft“: Drushok und der große Gast mit dem verdächtigen Gebaren. Die Ziegen hatten sich an ihn gewöhnt, Agafja auch. Sie stellte ihm seine Mahlzeiten hin, ohne sich vor ihm zu fürchten. Der Hund fraß alles auf, verhielt sich aber recht seltsam: Die rote Flauschdecke, mit der die Zwiebeln zugedeckt waren, zerriß er ebenso wie die Säcke mit Getreide und Mischfutter aus Gras und riß Fetzen aus der alten Hose, die über dem Stangengerüst hing.
Die Neugier veranlaßte Agafja zu dem Versuch, das seltsame Tier zu fangen. Sie baute eine Falle auf und legte einen Köder aus. Der Hund schielte nur zu der Falle hin, näherte sich ihr aber nie. Eines Nachts hörte Agafja einen Maralhirsch röhren. Er schreit wie im Todeskampf, dachte sie. Jemand muß ihn tödlich verwundet haben. Am Morgen kamen der graue Hund und Drushok vom Fluß her gelaufen und beleckten sich. An ihren blutigen Schnauzen hingen Fetzen von Hirschhaar. Agafja begriff endlich, daß es sich bei dem Grauen um einen Wolf handeln müsse und sie war fortan vorsichtiger, wenn sie aus der Hütte hinausging…
Das Ende der Geschichte erfuhren wir, als wir an Ort und Stelle die Falle sahen, das zerrissene Maralfell, das über Stangen hing, und den Platz am Staketenzaun, wo den Wolf die Kugel ereilt hatte. „Ja, es war ein Wolf“, sagten die Experten. „Über sein Verhalten können wir nur mit den Schultern zucken. Wir haben niemals dergleichen gehört.“
Für Agafjas ereignisarmes Leben nahm diese Geschichte eine mystische Färbung an. Die dramatischen Ereignisse dieses Frühlings, von denen noch zu reden sein wird, bringt Agafja mit der „Ankunft des Wolfs“ in direkten Zusammenhang.

Hilferuf

In der zweiten Hälfte des Februar erhielt ich ein Telegramm von Freunden: „Agafja ist krank. Wir fliegen sie mit dem Hubschrauber nach Taschtyp.“ Vier Wochen später erreichte uns die frappierende Nachricht: „Agafja hat geheiratet.“ Name, Vor- und Vatersname des „Neuvermählten“ waren genannt. Bevor ich mich, beunruhigt und bestürzt, auf den Weg machte, traf ein Brief von Agafja ein. Kein Wort von ihrer „Eheschließung“. Die Zeilen krumm und eilig hingeworfen, wie gewöhnlich. Die Quintessenz: „Kommen Sie um Christi willen. Ich bin krank und traurig.“
Aus Taschtyp, das am Rande der Abakaner Taiga liegt, flogen wir zu dritt hin: Nikolai Nikolajewitsch Sawuschkin, der bereits viele Jahre Anteil nimmt am Schicksal der Lykows, der Journalist Nikolai Ustinowitsch Shurawljow und ich. Und eine Neuigkeit nahmen wir mit auf die Reise: Die geologischen Schürfungen laufen gegen Jahresende aus. Die Siedlung, die Agafjas Hütte am nächsten liegt, wird geräumt. In dieses Taigafleckchen dann ohne Flugzeug zu gelangen, ist fast unmöglich…
Bereits von den Fliegern erfuhren wir: Der „Hausherr“ war nicht anwesend. Vor drei Tagen hatte er das Flugzeug bestiegen und die Taiga verlassen. Wir überflogen die Geologensiedlung. Dann erblickten wir endlich die Hütte der Lykows. Rauch kräuselte auf. Die Ziege war angepflockt. Der Hund begrüßte den Hubschrauber mit Bellen und lief gewohnheitsmäßig zu dem Platz, wo er zu landen pflegt. Wir zogen eine Schleife und gingen tiefer. Zum Steilhang am Flüßchen kam Agafja in ihrer grauen, sackartigen Kleidung mit kleinen Schritten angetrippelt. Wie gewöhnlich trug sie ein Kopftuch und mit Hasenfell eingefaßte Stiefel…
Agafja zeigte uns die Stelle am Flüßchen, wo der Maral von dem Wolf gerissen wurde, dann, wo das seltsame Tier sein Ende fand. Agafjas „Bräutigam“ hatte gleich gesagt, als er den Grauen sah: „Das soll ein Hund sein? Ein Wolf ist das.“ Sie bestand darauf, ihn unverzüglich zu erschießen.

Der Gnadenschuß

Dieser Wolf mit dem seltsamen Verhalten war nicht das einzige Tier, das im Winter in dieser Region aufgetaucht war. Vor etwa zehn Tagen hatte ein ganzes Wolfsrudel einen jungen Maral zum Steilhang des Flüßchens gehetzt. Der Hirsch stürzte ab, brach sich einen Lauf und hatte sich die Seite zerschunden. Auf der Flucht vor den Räubern war er in den Fluß gegenüber der Hütte geraten. Das todgeweihte Tier erhielt den Gnadenschuß. Die Teilung und Einsalzung des Fleisches war die letzte gemeinsame Handlung in Agafjas kurzem Eheleben.
Wir bestürmten sie nicht mit Fragen. Sie begann selbst zu erzählen. Wir hörten zu, ohne sie zu unterbrechen. „Jetzt ist Schluß. Ich habe Sergej Petrowitsch Tscherepanow geschrieben (dem Leiter der geologischen Schürfexpedition): ‚Ich sage mich von Iwan Wassiljewitsch Tropin los.‘ Ich habe den Mütterchen (den Nonnen) am Oberen Jenissej geschrieben, daß ich bereue und Nonne werden möchte.“
Aus der Taiga nach Abasa zurückgekehrt, suchten wir nicht den Ehemann auf, der keiner mehr war, sondern sprachen mit dem Leiter der geologischen Expedition, der die „Jungvermählten“ während ihres „Honigmonds“ besucht hatte. Was wir hörten, erhellte das Drama, das sich in Agafjas Einöde abgespielt hatte. „In der Welt zu leben ist sündhaft.“ Diese Ansicht hatte der alte Lykow bis zu seinem letzten Atemzug vertreten und seiner Tochter letztwillig befohlen, unwandelbar am „rechten Glauben“ festzuhalten. Er hatte ihr nicht einmal den Segen dazu gegeben, sich den Verwandten gleichen Glaubens anzuschließen, die in einer entlegenen Siedlung lebten. Und Agafja hielt sich streng an dieses Vermächtnis. Eine Erleichterung ihres Schicksals hatte „Väterchen“ darin gesehen, jemanden in ihre Abgeschiedenheit zu locken. Das Leben aber bewies, daß dieser Wunsch nicht realisierbar war. Einige Männer, die zu verschiedenen Zeiten bis hierher vorgedrungen waren, erwiesen sich entweder als ausgemachte Schurken oder als Einfältige, die einen „leichten Schaden“ hatten. Agafja erzählte mit Humor von diesen „Suchenden“. Manche nannte sie „im Geiste nicht gefestigt“, andere „vom Glauben Abgekommene“ oder zumindest völlig unfähig, in einer Taigahütte zu leben.
Wir begriffen, daß diese „Aufwartung“ früher oder später mit einem Drama enden konnte. So baten wir die Behörden in Taschtyp und die Geologen, ohne deren Verkehrsmittel es äußerst schwierig war hierherzugelangen, die Lykows vor überflüssiger Neugier und Gaunerei abzuschirmen. Im großen ganzen gesehen gelang das auch. Nur Agafja selbst ließ sich nicht zur Vorsicht mahnen – sie war ein Lykowscher Charakter. Sie hatte den Umgang mit Menschen bereits erlebt und fühlte sich ohne ihn bedrückt. Und sie gab die Hoffnung nicht auf, ihr Leben nach „Väterchens“ Vermächtnis zu gestalten. Diesen Winter nun kam der ersehnte Zufall wie gerufen. Ins Blickfeld der Taigabewohnerin war ein Glaubensgefährte geraten – sogar ein Verwandter sechsten oder siebenten Grades: Iwan Wassiljewitsch Tropin. Da er in Abasa lebte, war er mehrfach bei Agafja gewesen, um ihr Salz, Mehl oder irgendwelche Wirtschaftsgeräte zu bringen. Er zeigte Mitgefühl mit ihrem Schicksal. Die geistlichen Bücher legte Iwan Wassiljewitsch keineswegs schlechter aus als Agafja. „Aber er ist vom weltlichen Geist angesteckt. Er ist ein starker Trinker, und in seinem Rausch lästert er Gott“, erzählte Agafja seufzend, die sein Heim in Abasa während eines Verwandtenbesuchs gesehen hatte.

Honigmond

Das Familienleben des bärtigen Altgläubigen hatte vor kurzem einen Sprung bekommen – entweder hatte er seine Ehefrau weggejagt, oder sie war von selbst gegangen. Dieser Rentner und Hagestolz nahm als Lastkahnfahrer Arbeit bei den Geologen auf. Wer hier wem einen Wink gegeben hatte, konnten wir nicht herausfinden. Aber wie dem auch sei, Iwan Wassiljewitsch tauchte bei Agafja auf, und alles deutete darauf hin, daß er sich dort häuslich niederlassen wollte. Einwände hatte es nicht gegeben. Nur: Agafja schlug ihm vor, wie „Bruder und Schwester“ zu leben. Ohne große Mühe indes machte ihr der dreiundsechzigjährige Glaubensbruder klar, daß ein solches Leben nicht möglich ist. „Wir sind lebende Menschen, und Gott wird nichts dagegen haben – wir müssen wie Mann und Frau leben.“
Von einem Standesamt war natürlich nicht die Rede – erkennen die Lykows doch weder Urkunden noch Stempel oder sonst etwas „Weltliches“ an. Aber Agafja fand ein Mittel, um ihren Bund zu legitimieren. Sie richtete an die Nonnen am Jenissej die schriftliche Bitte, ihre Ehe zu segnen, und Iwan Wassiljewitsch verpflichtete sich, das Schriftstück zum Bestimmungsort zu schicken. Um seine ernsten Absichten zu bekunden, lud er als Zeugen den Leiter der geologischen Expedition ein, den Agafja gut kannte. Sergej Petrowitsch erzählte uns, daß er überrascht war, wie die Hütte sich verändert hatte. „Das Geschirr blinkte, auf der Schlafstatt lag ein Bettuch.“
Der „Honigmond“ fand ein vorzeiti-

Vor reichlich sechs Jahren berichtete FREIE WELT erstmals über die Lykows: Menschen, die sich aus religiösem Fanatismus in die Taiga zurückgezogen hatten. Ein Ehepaar mit zwei Töchtern und zwei Söhnen, die fast fünf Jahrzehnte ohne jeden Kontakt zu anderen Menschen im unwegsamen Sajan-Gebirge lebten. 1978 wurde ihre Behausung durch Zufall von sowjetischen Geologen entdeckt. Wassili Peskow, der Autor des ersten Tatsachenberichts über die Lykows, den wir aus der „Komsomolskaja Prawda" nachdruckten, schrieb damals: „Menschen begehen Fehler in ihrem Leben, verhalten sich falsch zu ihrem Nächsten, setzen die Gesundheit aufs Spiel, verschwenden Kraft für unnütze Dinge... Doch sein ganzes Leben in einen einzigen Fehler zu verwandeln – das ist eine Tragödie." Wir haben seither regelmäßig über das Schicksal der Einsiedler informiert. Heute lebt von den Lykows nur noch die vierundvierzigjährige Agafja. Was weiß Wassili Peskow über sie Neues zu berichten?

Die Heirat

ges Ende. Dafür gab es eine einfache Ursache: Alles, womit das Eheleben beginnt, war für Agafja nicht Honig, sondern bitter wie Wermut. Das Alter (sie ist vierundvierzig), der strenge Glaube, das verspätete Ereignis, der Schreck – alles kam da zusammen. Die Erschütterung war so stark, daß sie weder essen noch trinken wollte. Die Verdauung und alle Lebensfunktionen waren gestört. „Ich dachte, ich muß sterben." Der bärtige „Jungvermählte" hätte in dieser besonderen Situation Feingefühl und Verständnis bekunden müssen. Aber bei dem Altgläubigen reichte es nur bis zu seiner Selbstbestätigung als Mann.

Der Ausweg

Da waren zwei störrische Charaktere aneinandergeraten, die dazu aus zwei verschiedenen Welten kamen. Iwan Wassiljewitsch hatte ein Haus abseits der Siedlung Taschtyp gekauft, um „ein abgeschiedenes Leben" zu führen. Agafja habe angeblich schweigend zugestimmt, die Taiga zu verlassen, aber im entscheidenden Augenblick lehnte sie es ab, irgendwohin umzuziehen. Worauf der Bräutigam antwortete: „Und ich kann und will hier nicht leben." Darauf schrieb Agafja an den Zeugen ihres Ehebundes so etwas wie eine feierliche Erklärung: „Ich sage mich von Iwan Wassiljewitsch Tropin los!"

Was sollte die Enttäuschte noch tun? Ich erinnerte sie an den letzten Besuch ihrer Verwandten und sagte: „Agafja, der einzige Ausweg aus der Sackgasse wäre für dich, in die Siedlung deiner Glaubensgenossen umzuziehen."

„Das geht nicht", entgegnete sie und zupfte nachdenklich an einem silbrigen Weidenkätzchen.

Die Unmöglichkeit, in der Siedlung zu leben, nicht einmal in einem gesonderten Haus mit Gemüsegarten, erklärte sie mit einem Hinweis auf „Väterchen", der einem solchen Ortswechsel nicht seinen Segen gegeben hatte, sowie mit der Trübung des Glaubens. „Die Kinderchen dort haben rote Lappen um den Hals gebunden und fotografieren. Und dann, sagt man, ist eine neue weltliche Krankheit aufgetaucht, die Aidsch heißt..."

Abschied

Durch die sieben Jahre des Umgangs miteinander wußten wir bereits, wie schwer es ist, Agafja von etwas zu überzeugen, was nicht mit ihren Gewohnheiten übereinstimmt. Sie hört sich alles an, trifft ihre Entscheidung aber nach dem eigenen Verständnis der Umstände. Und die sind in der Taiga hart, ihr Leben ist nahezu ständig bedroht.

„Du klagst über Erkältungen. Du kannst dir den Fuß verstauchen oder der Bär fällt dich an. Du liegst da und kannst niemand zu Hilfe rufen – die Geologen werden bald nicht mehr da sein."

Sie zupft an einem Weidenzweig.

„Wie Gott es fügt..."

Unsere besorgte Frage nach möglichen Folgen ihrer kurzlebigen Ehe begreift Agafja schon durch eine winzige Andeutung. Sie hebt die Augen.

„Nicht doch. Gott war gnädig. Ich werde kein Kind haben. Gott hat sich erbarmt..."

Wir kommen auf das Durchlebte zurück, und sie erzählt zunächst in allen Einzelheiten, wie der Wolf neben der Hütte auftauchte.

„Das war ein Vorzeichen", sagt sie und spielt auf ihre kurze Ehe an.

Doch Zeit heilt Wunden. Heute blickte Agafja bereits mit einem beträchtlichen Teil Ironie auf das Durchlebte. Zweimal lacht sie sogar fröhlich auf. Der Appetit hat sich wieder eingestellt. Es ist drei Tage vor Ostern. Agafja zeigt uns den Hühnerstall, bringt einen Korb mit Eiern.

„Die habe ich für die Feiertage gesammelt."

Das alltägliche Leben – die Hühner, die Ziegen, der Hund – verlangen Aufmerksamkeit und Arbeit. Gerade das ist es, was ihr hilft, ihren Tag wenigstens etwas sinnvoll zu machen. Und bei ihrer schwachen Gesundheit braucht sie dringend nahrhaftes Essen. „Im Winter habe ich den Ziegenbock geschlachtet... Und zu Christi Auferstehung werde ich Milch trinken."

Agafja hat eine Reuse gehäkelt. Sie hofft, im nahen Fluß Fische zu fangen.

An der Tür hängt das Gewehr mit der Patronentasche. „Mit Schrot schieße ich Haselhühner. Die Kugeln sind für die Bären da."

„Zeig mal, wie du schießt."

Agafja nimmt das einläufige Gewehr und zielt auf den Spankorb aus Birkenrinde, der im Gemüsegarten liegt...

„Du bist mir ja ein Schütze. Ein einziges Schrotkorn saß", sagt Nikolai Nikolajewitsch lachend. „Du triffst nicht mal einen Bären."

„Bewahre mich der Herrgott vor ihnen."

Wir unterhalten uns leise, blicken in den dunstigen Apriltag, als sich aus der Ferne das Knattern des Hubschraubers vernehmen läßt. Agafja hört es zuerst und zuckt zusammen.

„Der Abschied ist gekommen"

Wir steigen zu der steinigen Landzunge am Flüßchen hinunter.

„Danke für den Besuch."

Durch das Heulen des Rotors ist ihre schwache Stimme kaum zu hören. Aber die erhobene Hand ist so beredt, die Augen so ausdrucksvoll, daß es schmerzlich ist, die kleine untersetzte Gestalt am Wasser zu sehen, sie zurücklassen zu müssen...

Foto: Wassili Peskow

1

2

3

BRIEFMARKEN-GALERIE

4

5

Mal Trab, mal Galopp

Tiere auf Briefmarken – das ist ein weites Feld an Motiven, auf dem sich unter anderem auch edle Pferde tummeln. Wer Entwicklung und Zuchtergebnisse verfolgen will, findet sowohl das berühmte Przewalski-Wildpferd (u. a. Mongolische VR, UdSSR) wie auch Erfolge aus Gestüten der ungarischen Pußta und Polens (Abb. 1, 1989). Selbst bedeutenden Rassepferden wurde schon durch das Markenbild ein Siegesergebnis bestätigt, und es fehlt durchaus nicht die Vorstellung der bekanntesten Rennbahnen der Welt.

In diesem Juli erscheint die vierte DDR-Serie, nun zum 40. Internationalen Kongreß für Pferdezucht der sozialistischen Staaten, der vom 22. bis 28. August turnusgemäß in unserer Hauptstadt veranstaltet wird. Eng verbunden damit ist das Internationale Vollblutmeeting, das seit 1949 jährlich abwechselnd in Moskau, Warschau, Prag, Budapest und Berlin stattfindet. Der Sammler wird diesbezüglich in den Veranstaltungsländern diesen oder jenen postalischen Nachweis (Stempel, Souvenirumschlag, Postwertzeichen) vorfinden. Diesmal wird auf die vier bei uns gezüchteten wichtigsten Pferderassen aufmerksam gemacht: Haflinger, Englisches Vollblut, wie es auf den Rennbahnen Hoppegarten, Dresden, Leipzig, Halle, Magdeburg und Boxberg anzutreffen ist (immerhin werden etwa 700 Rennpferde jährlich geprüft), Kaltblut (Abb. 4) und Edles Warmblut. Die Markengrafik stellt diese Rassepferde in ihren jeweils charakterisierten Kopfporträts sowie ihrer Hauptnutzungsrichtung vor. Die Emission erscheint am 18. Juli, also ist noch Zeit, sich eine komplette Serie der 2,1 Millionen großen Auflage zu besorgen, beziehungsweise den Ersttagsumschlag (Stute mit Fohlen) und den Sonderstempel (Pferdekopf). Die drei älteren Serien erschienen 1967 zum Vollblutmeeting der sozialistischen Länder (Abb. 5, Zuchthengst) sowie 1974 und 1979, jeweils zum Internationalen Kongreß für Pferdezucht (Abb. 2, Dressur Pas de deux, 1979). Die erste DDR-Ausgabe zum Thema „Pferd" kam 1958 aus Anlaß des Großen Preises der DDR im Pferderennsport in Berlin heraus (Abb. 3, Trabrennen), die unter Fachleuten einen Streit verursachte. Die Gemüter erhitzten sich über die etwas verunglückte Darstellung der Pferdegangarten.

Henri Hamann

Wir sind dabei

Wie in den vergangenen Jahren möchten wir mit Ihnen gemeinsam, liebe Leser, die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten vorbereiten. Am 25. August 1989 soll der Alexanderplatz im Herzen unserer Hauptstadt wieder zu einem attraktiven Anziehungspunkt zugunsten der internationalen Solidarität werden. Alle können dazu beitragen, ganz gleich, in welchem Teil unserer Republik Sie zu Hause sind. Jeder fünfte Spender erhält die Sonderausgabe „FREIE WELT-Rätselheft", 24 Seiten mit 58 Rätseln.

Willkommen sind uns vor allem

Geldspenden

Auch den kleinsten Geldbetrag nehmen wir gerne an.

Postscheckkonto
Berlin
7199-68-17717
Code: 4193-122

Bücher, Bücher

Zuspruch fand immer unser Antiquariat für jung und alt mit belletristischer Literatur und Sachbüchern aller Wissensgebiete. So soll es auch diesmal sein. Besondere Knüller wollen wir schriftlich versteigern, damit auch die Leser, die nicht in Berlin dabeisein können, eine Chance haben.

Für die Raritätenecke

benötigen wir wieder alte Ansichts- und Glückwunschkarten, die so manches Sammlerherz höher schlagen lassen. Kramen Sie also für uns in Kisten und Kästen, vielleicht findet sich manch ungeahnter Schatz.

Schöne Handarbeiten und Reisesouvenirs

Ihrer Geschicklichkeit und Gebefreudigkeit sind dabei keine Grenzen gesetzt.

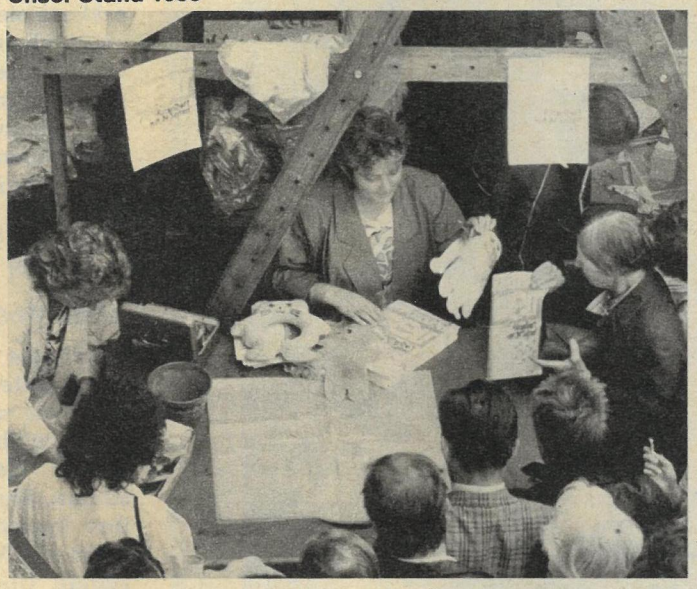
Päckchen und Pakete schikken Sie bitte an folgende Adresse:

Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026

Jeder, der eine Geld- oder Sachspende für unsere Solidaritätsaktion schickt, wird natürlich wieder auf unserer Spender-Ehrenliste genannt. Mit dem Erlös unserer Aktion unterstützen wir vor allem die Ausbildung von Journalisten aus den Entwicklungsländern sowie die vielfältigen Solidaritätsleistungen unserer Republik. Helfen Sie mit, liebe Leser, damit unsere Aktion auch in diesem Jahr wieder ein voller Erfolg wird! Und bitte nicht vergessen: jede Sendung – ob Zahlkarte, Brief mit Einzahlungsbeleg, Päckchen oder Paket – mit dem deutlichen Vermerk versehen:

FREIE WELT
Solidarität 1989

Unser Stand 1988



Die Kamera war doch dabei!

Erst nach der Veröffentlichung Ihres Tatsachenberichts „... ich lebe!" (FW 9/89) über den verunglückten bulgarischen Autofahrer Georgi Iwanow, der schwer verletzt 40 Tage in einer tiefen Schlucht des Balkan-Gebirges ohne Nahrung zugebracht hatte, gelangte unsere Nachrichtenagentur in den Besitz dieses Fotos. Ein Amateur hat die Unglücksstelle aufgenommen. Aber Ihr Zeichner hatte die Situation treffend erfaßt.

Ruska Sagorska, Sofia-Press

Außenstelle Stendal

Beim Lesen des Beitrags „... an fernsten Orten zu finden" (FW 9/89) erinnerte ich mich an die Jahre 1946–48, als ich ehrenamtlicher Mitarbeiter des Sowjetischen Nachrichtenbüros bei der Außenstelle Stendal war. Auf den Korrespondenten-Aussprachen mit Vertretern des SNB wurden die Aufgaben erläutert, und dann gab es immer viele Fragen an uns. Zum Beispiel über die Meinungen der Menschen zur Vereinigung von KPD und SPD, zur Arbeit der Kommandanturen, zur Rückkehr deutscher Kriegsgefangener aus der UdSSR. Ein Presseoffizier sagte uns damals: „Natürlich wird aus dem, was Sie uns schreiben, manches auch veröffentlicht, aber genauso wichtig ist es, daß wir uns durch die Korrespondenzen ein richtiges Bild über das Leben der Bürger verschaffen. Sie tragen dazu bei, große Politik mitzugestalten." Später war ich jahrzehntelang Volkskorrespondent bei verschiedenen Zeitungen der DDR.

Rudi Bühring, Pasewalk

Tief beeindruckt habe ich den Beitrag über Jewgenija Kazewa gelesen. Welch großartige Frau! Ich bin Jahrgang 1914 und begreife erst jetzt so manches durch Ihre Beiträge.

Rosa Arndt, Weimar

Seine Heimatschule

Wir freuen uns sehr, daß unser ehemaliger Schüler

mit vollem Recht als bedeutende Künstlerpersönlichkeit in Ihrer Zeitung gewürdigt wurde („Siegfried Höchst" in der Reihe „Das Gesicht", FW 11/89). Schade ist nur, daß Tannenbergswalde als der Ort genannt wurde, in dem er seine Kindheit verbrachte. Es muß richtig Tannenbergsthal heißen. Hier besuchte er die Schule von 1945 bis 1953.

Oberstudienrat W. Dressel, OS „Ernst Thälmann", Tannenbergsthal

Zuviel des Guten?

Seit wenigen Jahren lese ich Ihre Zeitung, Ihre internationalen Beiträge gefallen mir gut. Auch zum Thema Sport ist immer etwas dabei. Ich interessiere mich fast ausschließlich für die Leichtathletik – Ihr Beitrag „Hasenjagd auf Tartan" (FW 2/87) war absolute Spitze! Aber dann? Voriges Jahr brachten Sie eine Serie von Sportarten, in deren fünf Teilen, glaube ich, das Turnen bzw. die Sportgymnastik allein dreimal vertreten waren. In Heft 11/89 nun wieder Turnen. Natürlich ist Leichtathletik nicht die einzige Sportart, das akzeptiere ich. Aber bei Ihnen scheint Turnen das Primat zu besitzen.

Frank Donath, Berlin

Was die Serie zu den Olympischen Sommerspielen 1988 betrifft, irren Sie sich, lieber Herr Donath, und auch aus dem Bereich Leichtathletik brachten wir im Laufe der Jahre viele Beiträge. Doch wie denken andere Leser über unsere Auswahl der Sportthemen?

Einzig und allein

In Ihrem Heft 8/89 befindet sich auf den Konkret-Seiten ein Hinweis auf den 150. Geburtstag des russischen Komponisten Modest Mussorgski. Aber wissen Sie auch, daß die einzige Bühne in der DDR, die anläßlich dieses Ereignisses in der Musikwelt eine Inszenierung der Oper „Boris Godunow" brachte, das Operntheater Cottbus ist? Zumal Cottbus über das schönste Jugendstil-Theater in Europa verfügt.

Gerhard Busch, Berlin

„Kollege Blech"

Schön, daß Sie mit Ihrer Kreuzworträtsel-Quizlösung an den populären Künstler Erich Schmitt erinnert haben (Quiz 9, FW 9/89). Mit seinen Serien hat er immer für Heiterkeit gesorgt. Leider ist er viel zu früh verstorben.

Marietta Kirsch, Schwerin

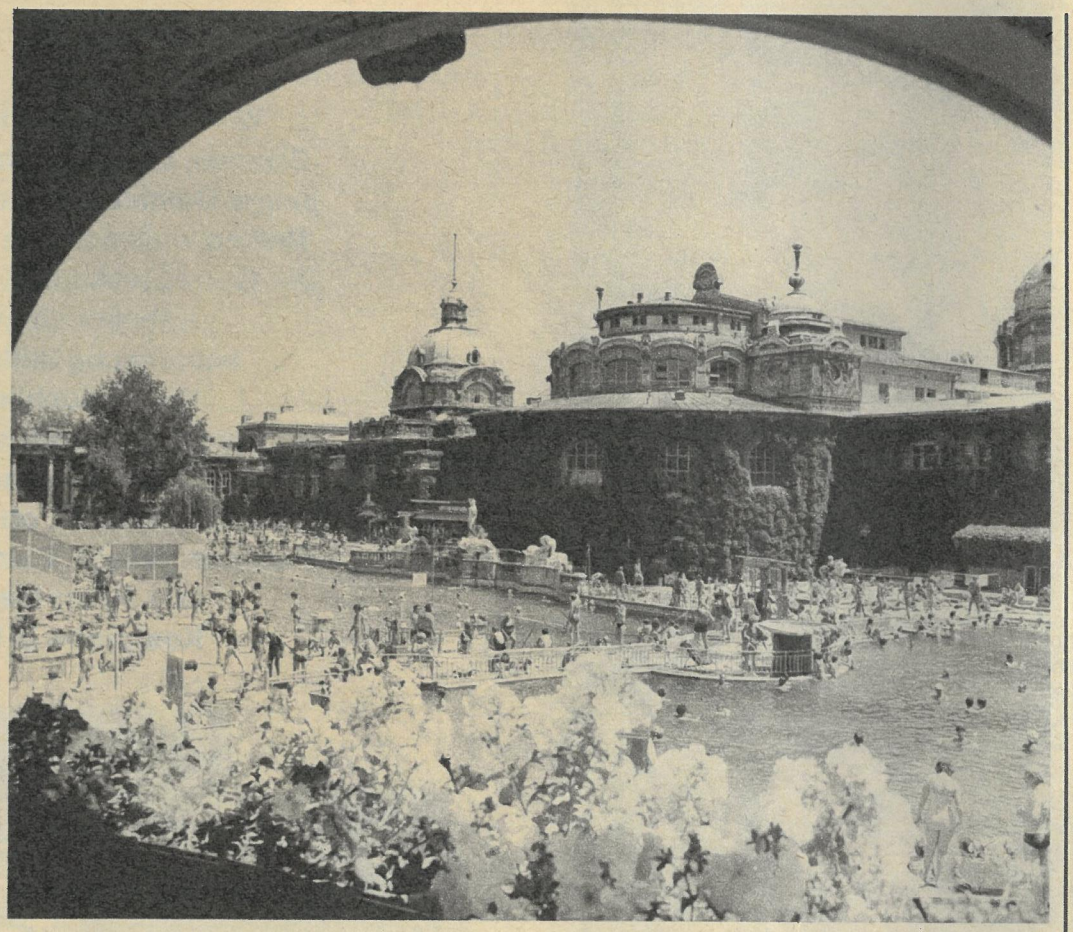
Der Übersetzer...

... von Juri Oleschas Erzählung „Liebe", die wir in unserer Ausgabe 11/89 veröffentlichten, ist Thomas Reschke, und nicht, wie irrtümlich vermeldet, Marga Erb. Wir bitten um Entschuldigung.

Damals in Alt Rehse

Auch ich kann etwas vom Lehrerleben aus den Anfangsjahren unserer Republik beisteuern („Dicke Tante Litfaß weiß Bescheid...", FW 11/89). Bei Einführung des Sportunterrichts an allen Schulen zu Beginn der fünfziger Jahre wurden schnell viele Sportlehrer gebraucht. Ich gehörte zu den 150 Jugendlichen, die 1952 ein zweijähriges Kurzstudium in Alt Rehse am Tollensesee aufnahmen. Im ehemaligen Herrenhaus des Gutes hatten wir unsere Vorlesungen und Seminare, und in den Gesindeunterkünften schliefen wir (auf dem Foto im Hintergrund; ich bin in der Mitte der Gruppe). Im September 1954 begann ich mit noch drei Absolventen in der Kinder- und Jugendsportschule Gleimstraße zu unterrichten. Das war damals die einzige in Berlin. Noch heute bin ich froh, daß mir, einem damaligen Umsiedlerkind, der Berufswunsch erfüllt wurde.

Anneliese Slateff, Berlin



Märchenschloß? Nein, Jungbrunnen – das Széchenyi-Bad im Stadtwäldchen von Budapest. Hier quillt Heilwasser aus 1256 Meter Tiefe mit einer Temperatur von 70 °C hervor. Den Neobarockbau mit Dampf-, Thermal- und Strandbad fotografierte Bernd Helbig, Dessau.

Sie fragen wir antworten

Drachenblut?

Ist es richtig, daß der Drachenblutbaum von Sokotra (FW 10/89) den Weihrauch liefert? *Victor Weiß, Dessau*

Nein, das ist der Weihrauchbaum aus trockenen Gegenden am Roten Meer. Dieses verhältnismäßig niedrige Gehölz mit einer papierartig abblätternden Borke stammt aus der Gruppe der Rautengewächse. Unter etwa 25 Arten hat sich auf der jemenitischen Insel Sokotra eine eigene Form (Boswellia socotrana) entwickelt. Weihrauch importierten vor viertausend Jahren schon die Phönizier und alten Ägypter. Später übernahmen christliche Kirchen den rituellen Gebrauch. In arabischen Ländern gehört Räucherwerk noch heute zur Geselligkeit. Japanische Fabrikanten bieten dafür elektrisch beheizte, dekorative Porzellangefäße an, in denen man – ebenfalls industriell verarbeitete – Weihrauchtäfelchen erhitzt. Aus puffenden Wölkchen verbreitet sich der „Duft des Morgenlandes". Weihrauch, botanisch Olibanum, besteht aus Rindenharz, Gummi und ätherischen Ölen. Auch der Drachenblutbaum, ein riesiges Liliengewächs, liefert dem Menschen ein wertvolles Produkt: rotes Harz, aus dem man Lack und Firnisse gewinnt. Unser Foto zeigt einen Weihrauchpflücker auf Sokotra.

Hans Frosch

Preisfrage

Heft 13/89

Wie heißt der Autor des Buches „Reise von Petersburg nach Moskau"?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 × 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 16/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 19. Juli 1989. Auflösung von Heft 10/89: Karel Čapek. Wir gratulieren Ursula Perlberg, Eberswalde-Finow.

Redaktion: Helga Bengtson, Ingrid Buchholz; Fotos: Vera Stark, Sofia-Press, Gerhard Schmidt, Dr. Lothar Stein

Ljudmila Gurtschenko – Moskaus Top-Star intim

Schau in der 10. Etage

Wir warten im Hotel, plötzlich steht alles in den Sternen, denn der Star ist unerreichbar. Sergej, unser junger Dolmetscher, zuckt ratlos die Schultern, und die Nelken wollen schon welken… da läutet das Telefon: Die Gurtschenko läßt bitten! Die Kellnerin Vera im Film „Bahnhof für zwei". Kratzbürstig-keß wie warmherzig-hilflos, bezauberte sie Millionen Kinobesucher, nicht nur in der DDR. Ihr atemberaubendes Temperament, ihr komisches Talent, ihre tänzerische Perfektion und dramatische Ausdruckskraft, ob im Film oder in Fernsehshows, werden geliebt. Extra für FREIE WELT – Ursula Weil (Text), Peter Meißner (Fotos) – gab sie eine Kostprobe in ihrer Moskauer Wohnung.

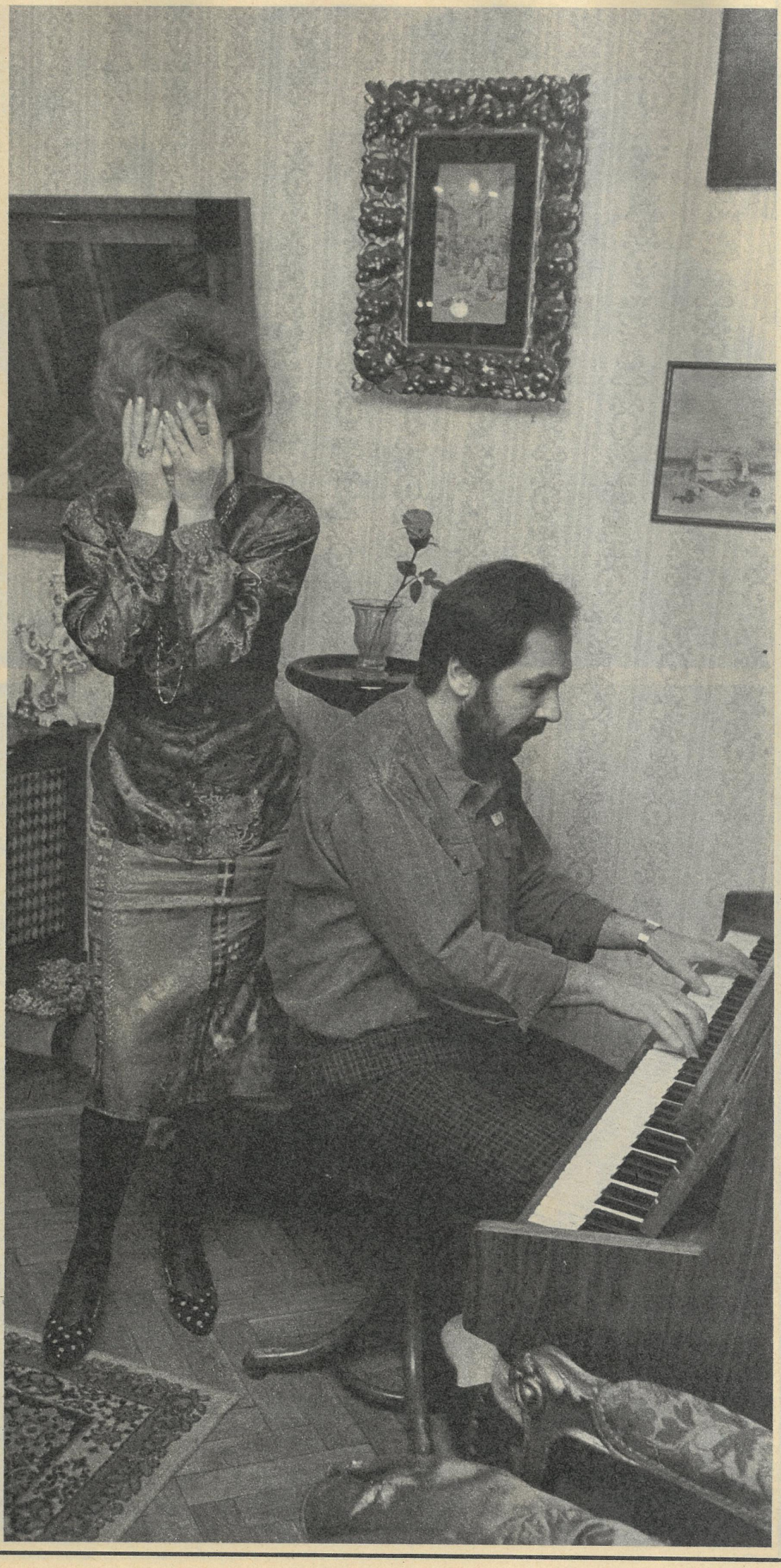
Schau in der 10. Etage

Sie wohnt fast im Zentrum der unendlichen Stadt in einem der neuen Moskauer Häuser aus gelben Ziegeln mit kleinen Balkons und großen Fenstern. Vor der Tür ein Kinderspielplatz, Bänke, das bißchen Grün ringsum fühlt sich von viel vierrädrigem Blech bedrängt. Im Eifer des Aufbruchs haben wir ganz vergessen, nach dem „Klingelcode" zu fragen, jener hiesigen Besonderheit, die Besuche zum Abenteuer werden läßt, wenn nicht – wie jetzt – jemand mit seinem Hausschlüssel erscheint.

Tee und Distanz

Der Lift schnurrt uns in die 10. Etage. Die Regie klappt perfekt, Ehemann Konstantin Timofejewitsch empfängt und der zweite Herr des Hauses, Terrier „Schmetterling", beschnuppert uns, dann kommt sie: strahlend, elegant – eine Gurtschenko wie im Film. Der Satz aus einem ihrer Interviews fällt mir ein, „ich bemühe mich, daß meine ‚Heldinnen' äußerlich wie innerlich Haltung zeigen". Noch ist Entfernung zwischen ihr und mir, werde ich ihr näherkommen? Vorerst kommt starker Tee in dünnwandigen Tassen, dazu Konfekt, wir sitzen im Salon. Braune Gardinen dämpfen das grelle Licht von draußen, das des Lüsters drinnen. Das Mobiliar ist alt, sehr schön. Porzellane, Schalen und Vasen sind dekorativ verteilt, auf dem Klavier ein Fliederstrauß, neben dem unsere müden Nelken nun traurig

„UND JETZT SPIELE ICH NUR FÜR SIE!“ Begleitet von Ehemann und Pianist Konstantin serviert uns die Gurtschenko mit Sex und Charme eine Kostprobe aus ihrem neuen Showprogramm. Die Texte ihrer meisten Lieder schreibt sie selbst, beherrscht Klavier, Gitarre, Akkordeon, gelernt hat sie's bereits als Neunjährige in der Musikschule. Ballettunterricht aber erhielt sie nie, auch heute trainiert sie an keiner Stange, hält sich auf eigene Art fit. „Meinen Auftritt probe ich im Kopf, tagelang gehe ich in Gedanken die Choreographie durch, wenn Melodie, Rhythmus, Text und Bewegung eins sind, dann stehe ich auf und mache es!“ Erinnert sich an ihr erstes selbstverdientes Geld ... „Frühjahr 1945, im Zug von Lubny nach Charkow, Mama und ich hatten auf dem Land Lebensmittel eingekauft, als einziges Kind im Abteil fiel ich auf, ‚warum hast du nicht Unterricht?‘ Vor Schreck redete ich von meiner Musikschule und fragte kühn, ‚soll ich was singen‘? Ich kannte alle Lieder, die man sich wünschte, und die Leute lauschten, lächelten. Da sagte ein Mann: ‚Wir hatten eine große Freude, danken wir dem Mädchen dafür.‘ Es waren 600 Rubel!“



Schau in der 10. Etage

aussehen. Bücher, viele Bilder, ein paar Fotografien. Man spürt, hier wird gelebt, gearbeitet, geliebtes Zuhause. Sie bemerkt meinen Rundblick und lächelt. „Für euch Journalisten muß man sich gutfühlen, ausstrahlen, voll dasein. Wir haben nachts im Studio synchronisiert, ich war gestern einfach zu müde ...“ Eine liebenswerte Entschuldigung.

Am Ende in Handschellen

Die Gurtschenko ist jetzt eine der gefragtesten, meistbeschäftigten Filmschauspielerinnen – das war nicht immer so, davon sprechen wir später – wie begegnet man, frage ich, solch einem Leistungsdruck? Sie überlegt, meint dann: „Mit klugen, anspruchsvollen Regisseuren, die präzise alles noch Unbekannte aus mir herausholen.“ Namen nennt sie nicht, aber an Filmen ist abzulesen, daß Meister wie Eldar Rjasanow, Nikita Michalkow, sein Bruder Andrej Michalkow-Kontschalowski, Wladimir Menschow zu ihnen zählen. In diesen Wochen hat sie bei Mosfilm mit Gennadi Paloka gedreht, ein Regisseur, dessen Film über Wyssozky auf Eis lag.

„Ich brauche zu allem lange, aber dann platzt mit einem Male der Knoten. So auch bei dieser Arbeit. Zuerst Sackgasse, Panik, und ich denke während dieser Zeit an etwas ganz anderes. Dann plötzlich sehe ich, wie ich die Rolle anlegen werde. Die Frau, die ich verkörpere, ist schön, jung, vor der Revolution sehr reich. Sie überlebt, paßt sich an, arbeitet als Putzfrau in ihrer Villa, die nun als Museum dient. Und dort sieht sie eines Tages das Bild jenes Kommissars hängen, an den sie schlimme Erinnerungen knüpfen ... „Der Film ‚Schnittpunkt‘, sechs Episoden aus den zwanziger Jahren, ist mehr als ein historischer Stoff“, sagt sie.

In jeder neuen Rolle summiere sie alles, was sie in vorherigen Arbeiten gesammelt, begriffen, gefühlt habe. „Darum ist es jetzt schwerer als es in der Jugend war. Damals konnte ich leichtsinnig denken: Das werde ich spielen, und dies werde ich spielen... Heute denke ich: Nur wenn es mir gelingt, von der Leinwand herab zu ermuntern, Kraft zu geben für die Alltagswirren, Sorgen, Leiden, zu lehren, wie man nicht aufgibt und sich selbst treu bleibt, dann habe ich erreicht, was ich als Schauspielerin wollte.“

Zerbrechlich zart sitzt sie mir gegenüber, die schlanken, kräftigen Hände gefaltet, die wirklich schönen Augen halb geschlossen... Doch unversehens ändert sie ihre Haltung. Große Geste, Arme in die Hüfte, wippende Fußspitzen, Verwandlung: Sie ist eine in maffiose Geschäfte verstrickte Blondine, die mit Drogen und Valuta schiebt und im nächsten Augenblick die leicht ordinäre, flinke Leiterin einer Bierbar, die zwischen Schwarzhändler gerät. „Zwei psychologisch interessante neue Rollen, in denen ich am Schluß in Handschellen verschwinde!“

Seit 16 Jahren die beste Ehe ihres Lebens – Ljudmila und Konstantin (oben). Diskreter Blick in die „Klamottenkiste“ – die großen Roben und kleinen Kleider, die Gurtschenko entwirft sie selbst.

Die Frau ihrer Träume

Die Gurtschenko ist blendender Laune. Bereitwillig, extra für den Fotografen, schlüpft sie in ein anderes Kleid, auch dieses sehr weiblich. Verrät, daß sie ihre Garderobe selbst entwirft, und man sieht, mit stilsicherem Gefühl. „Eine Frau muß unter allen Umständen eine Frau bleiben, sich nie gehen lassen, dann wird sie auch schneller vom Glück gefunden“, meint sie. Ich frage, was sie unter Glück versteht? Ihre Antwort nach nachdenklicher Pause: „Mein Leben!“ – das ist die lange Geschichte ihrer „optimistischen Tragödie“.

Geboren wird sie 1935 in Charkow, der Vater Bergmann, die Mutter Mitarbeiterin der Philharmonie. Zwei sich anziehende, ergänzende Gegensätze, die früh Charakter und Gefühlswelt der Tochter prägen. Ihre musikalische Begabung hat sie vom Vater, der „spielte wunderschön Harmonika“. Im Kindergarten sang sie bei allen Festlichkeiten, und die Erzieherin meinte: Ljussja muß Schauspielerin werden! Ljudmila war fünfeinhalb Jahre alt als der Krieg ausbrach. Der Vater ging als Freiwilliger an die Front. Im Oktober 1941 marschierten die Faschisten in Charkow ein, ihre Wohnung wurde beschlagnahmt, sie zogen in ein kleines Zimmer. Die Kälte kam, der Hunger. Im Hof stand eine deutsche Gulaschkanone. Sie sah, wie ein älterer Soldat einem Mädchen Suppe aus seinem Kochgeschirr gab. Hatte Papa nicht immer gesagt: Hab' vor nichts Furcht, mach', was du für richtig hältst! So nahm sie – vor Angst schlotternd – einen kleinen Topf, ging hinunter, nicht geschenkt, nein, verdienen wollte sie die Suppe, und sie sang schrecklich falsch und in deutsch „O Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter...“ Ljussja wurde Haupternährer der Familie. „Bis zum zwölften Lebensjahr hab' ich geklaut, in der Schule Federhalter, bei Besuchen Bonbons, und – Backpfeifen kassiert.“ Ihre Offenheit frappiert.

Im Sommer 1942 gab es wieder Kino. Deutsche Filme. „Die Frau meiner Träume“ mit Marika Rökk. „Ich war wie berauscht, trällerte ihre Schlager, ich war ein Kind noch, dem alles interessant erschien.“ – Dann wird ihr Gesicht dunkel. Die „zweiten Deutschen“, die Charkow besetzten, waren SS-Verbände. Ihre Erinnerungen – Razzien, Schäferhunde, schwarze geschlossene Lastwagen, „Mama und ich konnten so einem Vergasungsauto im letzten Augenblick entkommen“ – sitzen tief. Wie die an den süßen Duft der Akazien, die überall blühten, als im August 1943 Charkow seine endgültige Befreiung feierte.

Lieder des Krieges

„Es gab keine Bänke und Tische, weder Tafel noch Kreide, aber am 1. September kam ich zur Schule. Mama wurde Ansagerin im Kino. Manche Filme habe ich fünfzig Mal gesehen, alle Lieder, Dialoge und sogar die Begleitmusik auswendig gelernt. Mama stellte fest, ich sei kein hübsches Mädchen. Auftreten wollte ich trotzdem! Und weil es Laienzirkel noch nicht gab, ging ich ins Lazarett, sang den Patienten vor. Bald wußte ich, was jeder ‚meiner Männer‘ am liebsten hörte, danach stellte ich mein Repertoire zusammen, patriotische Lieder, Liebeslieder, Scherzliedchen. Ich sang ohne Begleitung, nahm Hände, Beine, Augen zu Hilfe, ließ meine Phantasie spielen!“

„Lieder des Krieges“ heißt ein Programm, mit dem die Gurtschenko heute auftritt und bei einer neuen Generation großen Widerhall findet, wenn sie von Mut, Kraft, Zärtlichkeit, Liebe singt.

Nun schlägt's 13!

Die Welt ihrer Träume betritt Ljudmila mit einem Paukenschlag und noch als Studentin der Moskauer Filmhochschule. In Eldar Rjasanows erster satirisch-musikalischer Komödie „Nun schlägt's 13!“ wirbelt sie 1956 singend, steppend, tanzend über die Leinwand. So etwas war ungewohnt im sowjetischen Film. Kritiker und Publikum sind begeistert, sie wird gefeiert, herumgereicht im Ausland. Von Glanz geblendet überschätzt die gerade Zwanzigjährige ihre Kräfte, stürzt sich in einen zweiten Film gleichen Genres, doch „Das Mädchen mit der Gitarre“ wird ein Flop. Leichtes und Seichtes folgen. Nun weichen Vorschußlorbeeren schnellfertigen Beschimpfungen, man wirft ihr schlechten Geschmack und billigen Hollywood-Abklatsch vor. Klischeevorstellungen verhindern, daß ihre Originalität entdeckt, ihr komisches, dramatisches Naturtalent gefördert und geformt wird. „Wieviel hätte unsere Kunst davon profitiert“, schrieb unlängst der Moskauer Filmkritiker Valeri Kitschin in einem Essay über sie.

Durststrecke

Verstört von immer seltener werdenden Angeboten – ihr erster Film verschwindet von der Leinwand, ihr künstlerischer Ruf ist lädiert – gibt die Gurtschenko dennoch nicht auf. Kurze Zeit spielt sie am Moskauer Theater „Sowremennik“, versucht sich am „Theater der Satire“. Letzte Zuflucht ist die „Studiobühne des Theaters der Filmschauspieler“, wo sie sich in Form hält: Musical, Klassik, Clown. Eine Durststrecke... 1965 steht eine neue Gurtschenko vor der Kamera. In dem Film „Arbeitersiedlung“ spielt sie die um Würde und Menschlichkeit kämpfende Frau eines Kriegsinvaliden, der zum Trinker geworden ist. Aufsehen erregt nicht nur der für damalige Zeit ungewöhnliche Filmschluß – die Frau verläßt den im Krieg verwundeten Mann –, sondern auch ihre feinfühlige Darstellung. Weitere Jahre muß sie auf eine ähnlich überzeugende Rolle warten.

Das Comeback

Fast in der Mitte des Lebens gelingt der Gurtschenko das sensationelle Comeback, der Durchbruch zur absoluten Spitze. Eine aparte, gereifte Frau, die nichts von ihrem vitalen Naturell eingebüßt hat, aber nun auch die leisen Töne beherrscht, begegnet uns 1976 in Alexej Germans „20 Tage ohne Krieg“. 1977, fast ohne Maske, „jetzt konnte ich auch das!“ – verkörpert sie die Wjassnikowa in „Rückkopplung“. 1978, in Nikita Michalkows Erfolgsfilm „Fünf Abende“, überzeugt sie als einsame Frau, die dreizehn Jahre auf das Glück gewartet hat. 1980 spielt sie in Andrej Michalkow-Kontschalowskis „Sibiriade“ die alte Solomina, 1981 folgt die Alltagskomödie Todorowskis „Warten vor dem Standesamt“, und ihre Darstellung der Rita, einer extravaganten, nicht mehr ganz jungen, zu allem entschlossenen Frau, bringt die tragikomische Komponente als zweite Ebene in die nur kleine, lustig erzählte Geschichte ein.

Beinbruch der „Ziege“

Eine Bombenrolle in dem später berühmt gewordenen Film „Unvollendetes Stück für ein mechanisches Klavier“ verpaßt die Gurtschenko, weil sie eine Märchenrevue und das Eisballett lokken, in dem sie die Ziege tanzen soll. Sie steht ziemlich wacklig auf den Kufen und der Zusammenprall mit einem Bären endet in der Krankengeschichte Nr. 18/81: Splitterbruch beider Knochen des rechten Unterschenkels. War sie wieder im „Aus“?

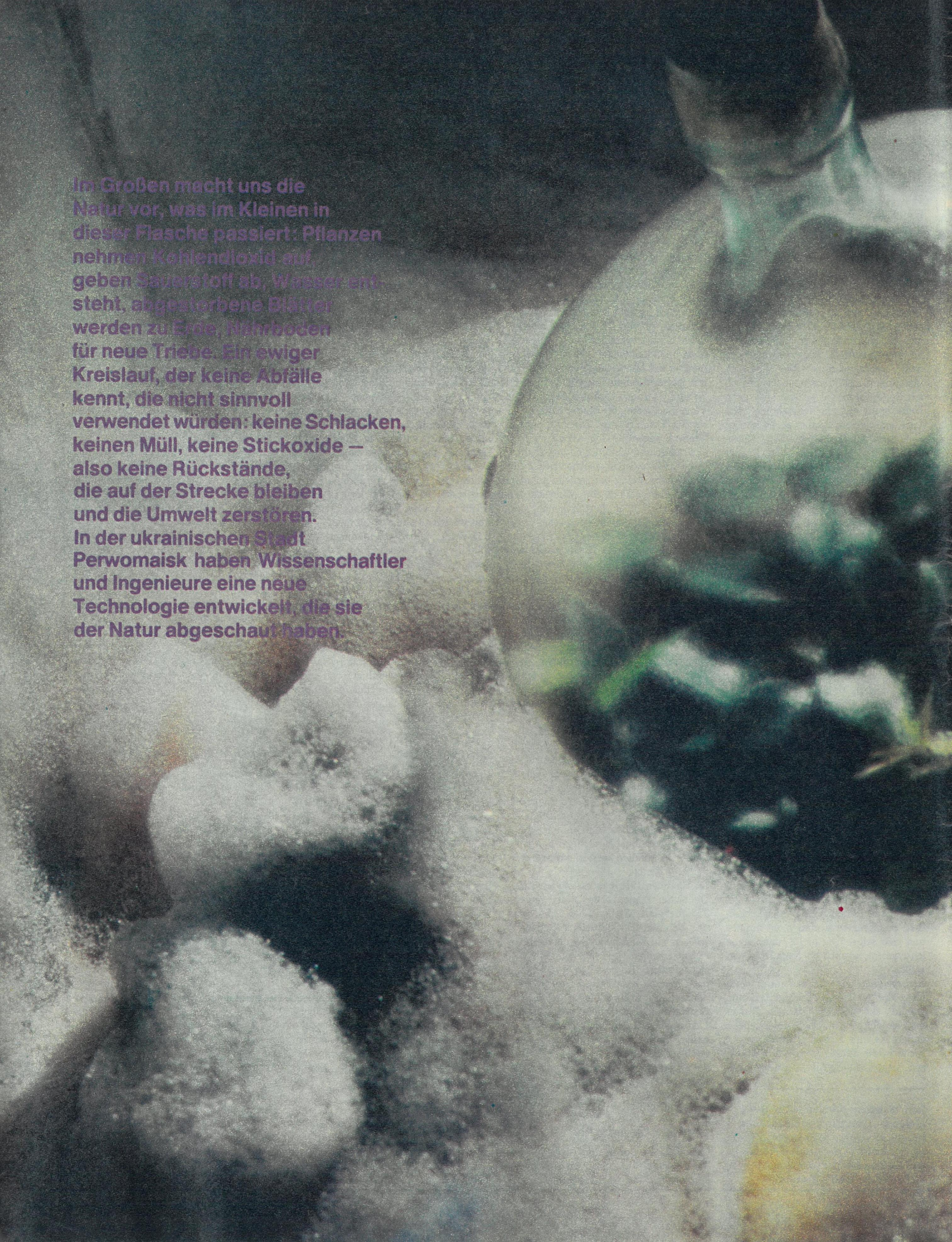
„Wo die Mauern noch stehen, ist auch ein Haus“ zitiert sie ein russisches Sprichwort. „Bahnhof für zwei“, Rjasanows engagierte, hinreißend inszenierte Gegenwartskomödie von 1982 wird ein Welterfolg, vor allem für sie als Serviererin in einem Bahnhofsrestaurant der Provinz. Schnoddrig, empfindsam, erfahren, in der Liebe nicht verwöhnt, liefert die Gurtschenko die Charakterstudie einer alleinstehenden Frau, die auf dramatischem Umweg zu wahrhaftiger Partnerschaft findet. Das bringt ihr die Auszeichnung „Schauspielerin des Jahres“.

„Applaus, Applaus“

Gleichnamiger Film, 1984 gedreht, zeigt die bezwingendste Gurtschenko, die man je sah. Da nun stellt sie sich gewissermaßen selbst dar. Ein gefeierter, doch gealterter Revuestar revoltiert gegen Routine und Alltagstrott, kämpft mit weiblicher List, exzentrischer Clownerie, mit Sex und anrührender Naivität um eine künstlerische Aufgabe, um ernsthafte Anerkennung. Sie spielt das mit traumhafter Perfektion zwischen Lachen und Weinen... Die Enttäuschung, daß gerade dieser Film ihr sowjetisches Publikum so wenig berührte, hat sie bis heute nicht verwunden, Applaus daheim ist ihr mehr wert als westliche Elogen... „Ich liebe meine Sprache, mein Land“, sagt sie, „und ich hoffe, daß hier das Gesetz des Sozialismus zu greifen beginnt, wonach die Leistung zählt.“

Die Entfernung zwischen uns ist geschwunden, dennoch bleibt für mich ein bißchen „Geheimnis Gurtschenko“, und das ist gut so. Sie schenkt mir zum Abschied einen russischen Windhund aus Porzellan, dieser Barsoi blickt undurchdringlich.

(Wir danken der Zeitschrift „Die Sowjetfrau“ für ihre Unterstützung.)



Im Großen macht uns die Natur vor, was im Kleinen in dieser Flasche passiert: Pflanzen nehmen Kohlendioxid auf, geben Sauerstoff ab, Wasser entsteht, abgestorbene Blätter werden zu Erde, Nährboden für neue Triebe. Ein ewiger Kreislauf, der keine Abfälle kennt, die nicht sinnvoll verwendet würden: keine Schlacken, keinen Müll, keine Stickoxide – also keine Rückstände, die auf der Strecke bleiben und die Umwelt zerstören. In der ukrainischen Stadt Perwomaisk haben Wissenschaftler und Ingenieure eine neue Technologie entwickelt, die sie der Natur abgeschaut haben.

Abschaum, ade?

Ein Beitrag von
Sonnhild Kutschmar

Abschaum, ade?

Was würden Sie machen, wenn jemand anfängt, Ihr Haus einzureißen? Sicher ihn davon abhalten oder Schadenersatz fordern. Rütteln wir nicht aber täglich mehr oder minder bewußt selbst an den Grundfesten unseres Hauses Natur? Der Mensch entnimmt der Erde jährlich rund fünf Milliarden Tonnen Rohstoffe, vor allem Erze, Salze und Spate. Er verwertet diese aber nur zu fünf Prozent für seinen Bedarf und gibt die restlichen fünfundneunzig Prozent der Natur als Abfall, Abgase, Abwasser, Schlacke und Schlamm zurück. Durch diese extensive Nutzung der Naturressourcen vergeuden wir nicht nur unsere Reichtümer, sondern belasten in wachsendem Maße unsere Umwelt. Die zunehmende Vergiftung von Luft, Boden und Wasser

Stellv. Projektleiter Gennadi Chan

ist die Folge. Doch es gibt Wege aus diesem Dilemma. Einen Weg führt uns die Natur selbst vor...

Auf Siege, die einem keiner so recht zutraut, ist man besonders stolz. Solche Genugtuung müssen auch die vier ukrainischen Ingenieure empfunden haben, als sie mit dem Staatspreis der UdSSR ausgezeichnet wurden. „Alle höheren Gremien hegten zunächst Zweifel am Erfolg unseres Vorhabens", erinnert sich Cheftechnologe Michail Kiewski. Projektleiter Valentin Smirnow spricht von „fehlenden Freiheitsgraden", welche die Arbeit erschwerten, und sein Stellvertreter Gennadi Chan resümiert: „Wir wollten beweisen, daß Industrieproduktion und Schutz der Umwelt nicht notgedrungen Gegensätze sein müssen. Gegen unsere besorgniserregenden Umweltkatastrophen am Baikalsee, am Aral und an der Wolga, die starken Luftverschmutzungen über vielen sowjetischen Städten wollten wir ein positives Beispiel schaffen."

Worum geht es? Um ein neues Chemiewerk, „Chimprom" genannt, das Grundstoffe wie Soda und Chlor erzeugt und sie zu Waschmitteln, Kunststoffen oder Pflanzenschutzmitteln verarbeitet – Produkte, wie sie auch im Chemiekombinat in Bitterfeld hergestellt werden. Und doch weist das moderne Werk in Perwomaisk eine Besonderheit auf, die es zum Gesprächsthema werden ließ: Es produziert mit abfallarmen Technologien. Also alles oder besser fast alles, was sonst an Abfall auf Deponien, in die Luft oder in die Flüsse gelangt, wird hier wieder in Rohstoffe für die Produktion umgewandelt, wiederverwendet. Das Werk könnte mit jener höchst sparsamen Hausfrau verglichen werden, die mit einem Eimer Wasser das ganze Haus wäscht...

In einem Kiewer Projektierungsbüro waren wir mit den Vätern des Gedankens zusammengetroffen. Die Ingenieure, heute Mitte Fünfzig, erhielten 1973 den Auftrag: Projektiert in der Nähe von Charkow ein neues Chemiekombinat. Salz und Gas lagern vor der Haustür. Wasser allerdings ist knapp. Da haben wir schon einen der zitierten fehlenden Freiheitsgrade. Ein anderer ergab sich aus dem Standort. Das Werk mußte dort gebaut werden, wo die Ukraine am dichtesten besiedelt ist. „Sicher hätten wir damals auch einen anderen Auftrag annehmen können, aber er reizte uns", sagt Michail Kiewski. „Wir sahen ein, daß wir ohne große Chemie nicht mehr auskommen. Also muß man, statt sie zu verteufeln, Wege finden, wie solche Betriebe die Umwelt so minimal wie möglich belasten. Das gilt für alle hochentwickelten Industriestaaten, also auch für unser Land."

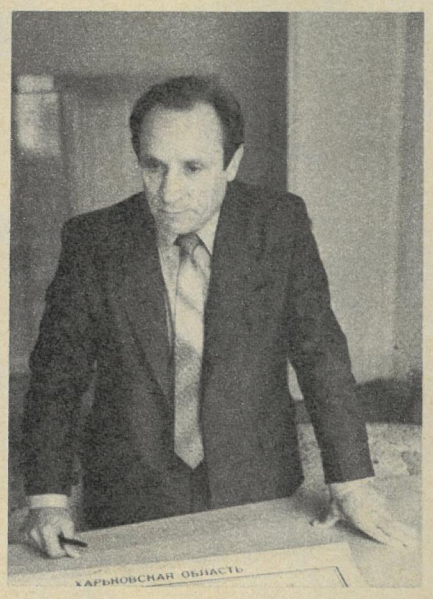
Doch wie sollte man den stinkenden Abgasen und dem verdreckten Abwasser aus der Produktion zu Leibe rücken? Ein Prinzip macht uns die Natur seit langem vor – den Kreislauf. Denken wir an den Kreislauf des Wassers. Aus Regen wird über Verdunstung wieder Regen usw. Oder denken wir an die Assimilation der Pflanzen und die Atmung der Menschen. Beide Prozesse ergänzen sich ideal. Auf solche Kreisläufe richteten die Kiewer ihren Blick. Besonders ein Problem beschäftigte sie: die Wasserkreisläufe im Werk. Die Herstellung von Soda und Chlorgas gehört gemeinhin zu den energie- und wasserintensiven Produktionszweigen. Wasser war aber nicht genug da. Nur 1500 Kubikmeter davon konnte dem nahen Fluß entnommen werden. Diese Menge wurde auch täglich wieder in den fertigen Erzeugnissen gebunden, die das Werk verlassen. Woher sollte aber das kühle Naß kommen, denn das Grundwasser muß zum Trinken bleiben. Valentin Smirnow: „Uns kam der Gedanke, daß es ja noch ein Reservoir gibt, das wir bisher nicht im Blick hatten – die kommunalen Abwässer der Stadt, die ja immer nur leicht verschmutzt sind. Wenn wir sie in den Produktionskreislauf unseres Werkes einbezögen, brauchten sie nur noch oberflächlich gereinigt zu werden. Für Kühlzwecke muß man ja kein Trinkwasser nehmen." Aber auch die gereinigten kommunalen Wässer reichten für den Produktionsprozeß und das Heizwerk noch nicht aus. „Deshalb kam uns der Gedanke, für jede Produktionsstufe einen eigenen Wasserkreislauf zu konstruieren. Das in den einzelnen Produktionsstufen verwendete Wasser wird immer wieder aufbereitet und damit so oft wie möglich genutzt. Jede Stufe ist damit Wasser-Selbstversorger."

Die Ingenieure gingen von der Erkenntnis aus, daß sich große Abwassermengen mit vielen Inhaltsstoffen schlechter reinigen und wiederverwenden lassen als kleine. „Nehmen wir die Produktion von Soda aus Salz. Dabei", so der Cheftechnologe, „fällt eine Menge salzhaltiges Wasser an. Es wird aber nicht in den Fluß abgeleitet, sondern wiederverwendet. Die Salze wurden vorher ausgesondert. Mit einem Schlag haben wir drei Aufgaben gelöst: Frischwasser gespart, kein Abwasser in die Umwelt abgegeben, dafür aber Rohstoffe für die nächste Stufe gewonnen. In Ihrer Sprache gibt es dafür ein treffendes Wort – Materialökonomie." Valentin Smirnow bringt es auf den Punkt: „Wie wichtig unsere Gedanken sind, verdeutlicht eine Zahl: 1987 wurden in der UdSSR noch knapp 21 Kubikkilometer Abwasser in die Flüsse und Seen geleitet. Das ist etwa das Fassungsvermögen des Rybinsker Stausees. Stellen Sie sich das einmal vor: In jedem Jahr haben wir also einen Stausee voll Abwasser mehr in unserem Land. Damit wir nicht eines Tages eine Seenlandschaft werden, müssen wir die Abwässer reinigen und wieder der Produktion zuführen."

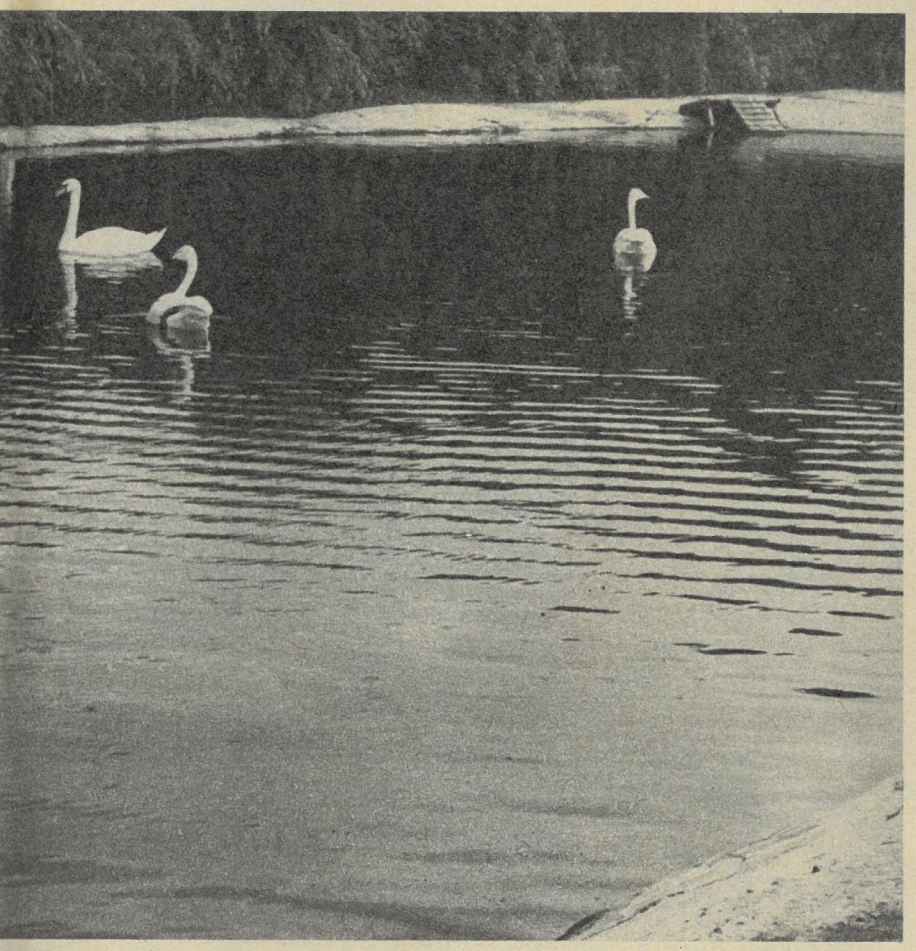
Die mineralisierten Wässer des Perwomaisker Betriebes und anderer Werke der Umgebung werden gesammelt und soweit entsalzen, bis sie nur noch fünf Milligramm Salz pro Liter enthalten. Diese

Schwäne auf dem Werksteich. Fühlen sie sich hier wohl, spricht das für die Projektanten des Chemiebetriebes.

Flüssigkeit eignet sich dann zur Dampf- und Wärmeerzeugung in den Kesseln des Heizwerkes. Die organisch verschmutzten Abwässer werden biologisch gereinigt, danach mit modernen Mitteln wie Aktivkohle und schließlich noch mit Ionenaustauschharzen gesäubert. Und die dabei entstehenden Abprodukte? Sie werden zu Dünger verarbeitet und verkauft, das Wasser wiederverwendet, die Aktivkohle zurückgewonnen. Diese Art der Abwasserbehandlung gehört zu den modernsten. Deshalb wohl haben – wie Gennadi Chan erzählt – amerikanische Ingenieure, die in Kalifornien einen vergleichbaren Wasserkreislauf mit Aktivkohle bauten, ihn stolz als ‚Wasserfabrik des 21. Jahrhunderts' bezeichnet. „Unser Perwomaisker Beispiel ist



Projektleiter Valentin Smirnow



Cheftechnologe Michail Kiewski

ähnlich. Aber wir müssen sicher noch in diesem Jahrhundert wesentlich mehr solche Anlagen bei uns errichten."

Außer Soda wird in der ersten Produktionsstufe auch Chlor erzeugt, ein sehr giftiges Gas. Seine traurige Berühmtheit erlangte es 1915 vor dem belgischen Städtchen Ypern, wo dem ersten Gasangriff in der Geschichte aller bisherigen Kriege 5000 Soldaten zum Opfer fielen. Chlorgas friedlich angewendet, ist ein wichtiger Ausgangsstoff für die chemische Grundstoffindustrie: Rohstoff für Plaste und Pestizide, Kautschuk und Kunstfasern, Farbstoffe und Medikamente.

Michail Kiewski: „Wir haben eine neue Methode entwickelt, die giftigen Abgase der Chlorproduktion aufzufangen. Wir benutzen dazu Beizlaugen, die als Abfälle in der Metallindustrie der näheren und weiteren Umgebung entstehen. Diese kommen in Tankwagen bei uns an. Wir leiten die Abgase ein und gewinnen daraus vierzigprozentige Eisenchlorid-Lösung." Das ist ein in der Elektroindustrie sehr begehrtes Produkt. Es wird zum Ätzen des Kupfers bei gedruckten Schaltungen genutzt. In einem Jahr erwirtschaftete „Chimprom" Perwomaisk allein durch den Verkauf von 4404 Tonnen Eisenchlorid 484 000 Rubel.

So haben die Projektanten mit einem Schlag drei Probleme gelöst: Die Luft bleibt sauber, Abfälle eines anderen Industriezweiges werden beseitigt, und ein dringend benötigtes Produkt wird hergestellt und verkauft. Von Produktionsstufe zu Produktionsstufe: Abfälle nehmen als Rohstoffe erneut am Produktionsprozeß teil. Sie werden statt zur Umweltbelastung zum notwendigen Bestandteil in den einzelnen Herstellungsprozessen. Auf diese Abprodukte kann man nun in der Produktion schon nicht mehr verzichten. Sie sind schließlich die billigsten Rohstoffe.

Das Perwomaisker System bekam drei Goldmedaillen auf der Allunionsausstellung der UdSSR. Der Dokumentarfilm mit dem Titel „Nach den Gesetzen der Natur" über den Industriekomplex Perwomaisk erhielt auf dem Ökofilmfestival in Ostrava den Hauptpreis. Wird dieser so umweltfreundliche Stoffkreislauf von anderen Chemiebetrieben nachgenutzt? Gennadi Chan: „Es gibt leider nur wenige Werke in unserem Land, die unser System übernahmen. Und damit wird das Problem sichtbar: Unsere Produktion ist bisher die berühmte Schwalbe, die noch keinen Sommer macht." Der Projektleiter Valentin Smirnow ergänzt, das Konzept der abfallarmen Technologie sei vor allem für die Werke gedacht, die sozusagen auf der grünen Wiese neu errichtet werden. „Wollte man diese Technologien für alle schon bestehenden Betriebe einfordern", so Valentin Smirnow, „müßten wir neben die vorhandene Volkswirtschaft eine neue setzen. Doch dazu fehlt uns und auch anderen Ländern die finanzielle Kraft. Ich glaube, wir in Perwomaisk haben erst einmal dazu beigetragen, neues ökologisches Denken bereits zu praktizieren."

Inzwischen sind die drei Ingenieure mit neuen Projekten beschäftigt. Doch wenn sie nach Perwomaisk kommen, besuchen sie immer den Schwanenteich des Werkes. Nostalgie? Cheftechnologe Kiewski: „Keineswegs. Wissen Sie, Schwäne sind besonders kapriziöse Tiere. Akzeptieren sie das Werkswasser, beweist das die Güte unserer Arbeit."

Fotos: Nina Rücker Aufmachungsfoto, Peter Meißner S. 54–55, Zusatzfoto: „Chimprom Perwomaisk"

Im nächsten Heft:

Grüße aus Phjòngjang

Großer Bildbericht von den 13. Weltfestspielen der Jugend und Studenten.

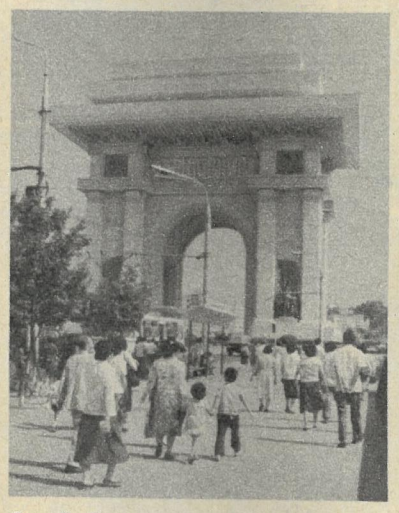


Foto: Dr. Frotscher

Das süße Wort Frieden

Die Geschichte ist auch eine Geschichte von Kriegen. Doch inmitten des Schlachtenlärms gab es immer Stimmen, die für ein Reich des ewigen Friedens eintraten. Welche Schlüsse zieht daraus die historische Forschung heute?

Alte Straße und neuer Sound

Moskaus erster Bummel-Boulevard, der Arbat, bietet Überraschungen aller Art. Anziehungspunkt nicht nur für Touristen.

Foto: Peter Meißner

Bilder, aus Träumen geboren...

Gemälde und grafische Blätter des jungen jüdischen Malers Leonid Balaklaw auf einer Ausstellung im neu gegründeten jüdischen Kulturzentrum in Moskau.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Grasfrosch

Rana temporaria
LINNAEUS 1758

Braunfrösche bilden als Bestimmungsobjekte für „Einsteiger" in die Feldherpetologie eine der ersten Hürden, obgleich es bei uns nur drei Arten dieser Gruppe gibt. Am weitesten verbreitet der bis zu 10 cm Körperlänge erreichende Grasfrosch, der seine Vermehrung in einer Vielzahl von Feuchtgebieten vollbringt. Anders als den meisten Amphibien Europas dienen ihm selbst Fließgewässer als Laich- und Überwinterungshabitat; im Hochgebirge ist er auch über Sommer im Wasser der kalten Gebirgsbäche anzutreffen. Neben dieser hohen „Plastizität" gegenüber dem Milieu gewährleisten ganz spezielle Verhaltensweisen seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber anderen Froschlurchen. Besonders hervorzuheben dabei die frühe, häufig schon im Februar einsetzende Laichperiode. Nicht selten sieht man dann bei erneutem Frost Paarungen unter dem Eis! Die nur noch vom Springfrosch unterbotene frühzeitige Laichperiode sichert den Kaulquappen der Grasfrösche den nötigen „Vorlauf", um bislang nicht genau identifizierte Substanzen ins Wasser abzusondern, die eine Entwicklung von Kaulquappen später laichender Froschlurche, zum Beispiel der Erdkröte, hemmen... Die Unterscheidung von Gras- und Springfrosch ist verhältnismäßig einfach, da das Gelenk des Unterschenkels mit seitlich nach vorn gestrecktem Hinterbein beim erstgenannten – wie auch beim Moorfrosch – allenfalls die Schnauzenspitze erreicht, während es beim zweiten die Schnauze deutlich überragt. Zur Laichzeit sind die Männchen vom Moor- und vom Grasfrosch unschwer auseinanderzuhalten – durch das himmelblaue Hochzeitskleid der Moorfrösche (oben), eine zeitweilige Farbänderung, wobei sich Lymphräume unter der Oberhaut mit Flüssigkeit füllen.

Dr. W. Wendt (Text und Foto)
Archiv (Zusatzfoto)

UNSERE FRAGE:
Legen Frösche ihren Laich als
a) Ballen
b) Schnur
c) Einzeleier ab?
Antworten mit Serienmarke (4) per Postkarte bis 19. Juli an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. –

So war es richtig
in Heft 10/89: Kröten haben eine warzige Haut (b).

Es gewannen: 100 M – J. Knüpfer, Leipzig; 75 M – H. Labitzke, Borna; je 50 M – G. Loch, Altenburg; R. Burkhardt, Frankfurt/O.; S. Heuer, Berlin.